

Körperregeln

Ausgabe Nr. 18, 05. Juni 2012



Beim Kampf gegen bestehende Herrschaftsverhältnisse geraten mehr und mehr *Körper* ins Blickfeld. Körper nehmen dabei zwei Funktionen ein: Zum einen werden anhand der Zuschreibung körperlicher Merkmale und Eigenschaften verschiedene Formen von Unterdrückungsverhältnissen legitimiert und begründet, zum anderen schreiben sie sich in Körper ein. Denn Körpernormen und Körperbilder wirken sich auf die Selbstwahrnehmung, aber auch auf den Blick dessen, was als „schön“ oder „attraktiv“ empfunden wird, aus. Das scheinbar individuelle Handeln, das sich in alltäglichen körperlichen Selbstinszenierungen oder Zurschaustellungen manifestiert, ist im Umkehrschluss durchzogen von gesellschaftlichen Normvorstellungen. Körperdiskurse legitimieren Körper anhand bestimmter Maßstäbe als „gesund“, während andere, die diesen Normen nicht entsprechen, als abweichend konstruiert werden. Diese Normen zu hinterfragen und Linien zwischen „krank“/„gesund“, „schön“/„hässlich“, „fit“/„faul“, „stark“/„schwach“ aufzubrechen sind wichtige Aufgaben linker Politiken.

In dieser Ausgabe wird sich dem umfangreichen Thema aus unterschiedlichen Perspektiven genähert. Zunächst empfiehlt Ulrike Roth das Buch [Projekt Körper](#) und hält fest, dass es auch als gelungene Analyse einer neoliberalen Gesellschaft am Beispiel Körper gelesen werden kann. Anschließend zeigt Heinz-Jürgen Voß in der Rezension des Buchs [Ein Junge namens Sue](#) „Lebensgeschichten von Trans*-Menschen“ auf. Die Studie [Schönheit als Praxis](#) zeigt anschaulich, dass im Schönheitsdiskurs gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse verhandelt werden, eignet sich aber laut Rezensent Ulrich Peters eher nicht zum Einstieg in die Thematik. Hingegen hält Peps Perdu [Fleischmarkt](#) für eine gute Einstiegslektüre. Sie sieht in dem Buch eine Kampfansage gegen die Rolle, die weiblichen Körpern im Kapitalismus zugeschrieben wird. Zwar vermisst sie einen intersektionalen Zugang, sieht aber dennoch neue feministische Perspektiven unterstützt. Thomas Möller bespricht den Sammelband [Körper haben](#), dem das Ziel einer interdisziplinäre Herangehensweise an das Thema zu Grunde liegt. Diese wird laut Möller durch einen zu allgemeinen theoretischen Rahmen jedoch nur unzureichend eingelöst. Den Abschluss des Schwerpunkts liefert Heinz-Jürgen Voßs Rezension des Ausstellungsbegleitbandes [1-0-1 \(one 'o one\) intersex](#), der als eine der besten deutschsprachigen Publikationen gewürdigt wird, die für die Rechte der Intersexen eintreten.

Unter den aktuellen Rezensionen lobt zunächst Patrick Schreiner die Widerlegung vieler unhinterfragter neoliberaler Mythen, die der Ökonom Ha-Joon Chang in seinem fundierten populärwissenschaftlichen Buch [23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen](#) vornimmt. Zu einem vernichtenden Urteil kommt dagegen Philippe Kellermann in seiner Rezension von [Transparenzgesellschaft](#): Der Autor und Philosoph Byung-Chul Han verbaue sich mit seiner Kritik an dem Konzept eine nuancierte Betrachtung der Fallstricke der Transparenzforderung und verunmögliche damit auch eine emanzipatorische Antwort. Das Buch [Wir kommen](#) von Inan

Türkmen wurde vor allem in Österreich breit diskutiert. Sebastian Kalicha bemängelt in seiner Rezension trotz des möglichen subversiven Potenzials des Essays das Fehlen eines über Provokationen mit neuen Klischees hinausgehenden Inhalts. Für die Mehrheit der Gesellschaft provokante Thesen enthält auch Markus Bernhards Darstellung der „Hintergründe, Verharmloser und Förderer“ des NSU-Terrors, die Michael Lausberg in seiner Besprechung [Der Nationalsozialistische Untergrund \(NSU\) und die Inlandsgeheimdienste](#) als gelungene Einstiegslektüre in das Thema empfiehlt. Thomas Trueten bespricht schließlich in [Der Kampf ist noch nicht vorbei](#) Mumia Abu Jamals bereits 2004 in den USA veröffentlichtes Buch über sein Leben in der *Black Panther Party*, das nun auch in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Wer immer rechtzeitig über unsere neuen Ausgaben informiert werden möchte, kann sich in der rechten Spalte mit E-Mailadresse für unseren Newsletter eintragen.

Und nun viel Spaß beim kritisch(en) Lesen!

Schönheit oder das Versprechen von Nutzen



Waltraud Posch

Projekt Körper

Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt

Wie wirkt das Schönheitsideal, warum ist es uns nicht egal und was haben die neoliberalen Werte der Individualisierung und Leistung, der Freiheit und Selbstverantwortung damit zu tun?

Rezensiert von [Ulrike Roth](#)

Waltraud Posch untersucht nicht nur, welche Schönheitsideale gegenwärtig präsent sind, sondern auch wie sie wirken und warum sie uns nicht egal sind. Dabei geht sie davon aus, dass Schönheit heute vor allen Dingen körperliche Schönheit meint. Körperlichkeit sei heute viel wichtiger als noch vor 20 Jahren. Ein Trend, der sich laut Posch auch in absehbarer Zeit nicht ändern wird. Neben dem Bedeutungszuwachs des Körpers als Ausdruck des eigenen Selbst ist „Projekt“ wohl einer der Begriffe neoliberaler, westlicher Industriegesellschaften, in denen Posch ihre Analyse situiert. Sie zeichnet nach, wie die Wertevorstellungen von Individualisierung und Leistung, Freiheit und Selbstverantwortung den Menschen im Umgang mit seiner Körperlichkeit beeinflussen, beziehungsweise wie sich Menschen beeinflussen lassen. In der Tat könnte das Buch auch als gelungene Analyse einer neoliberalen Gesellschaft am Beispiel Körper gelesen werden.

Schönheit als Mittel zum Zweck

Im Titel „Projekt Körper“ drückt sich schon Poschs These aus.

„Kennzeichen eines Projekts ist, dass es ein geplantes Unterfangen mit definierten Maßnahmen ist, meist mit definiertem Beginn und definiertem Ende, jedenfalls doch mit mindestens einem Ziel mit dessen Erreichung ein kalkulierter Nutzen erwartet wird. (...) Zu jedem Projekt gehört die Möglichkeit des Erfolgs genauso wie die Möglichkeit des Scheiterns. Das Projekt Körper ist an sich eines, das den modernen, erfolgsorientierten Menschen lebenslang begleitet, de facto jedoch aufgesplittet ist in Teilprojekte.“ (S. 45)

Die Vorstellungen des neoliberalen „unternehmerischen Selbst“, das in einer Gesellschaft vielfältiger Optionen Entscheidungen treffen kann und für den eigenen Erfolg verantwortlich ist, trage, so die These Poschs, in großem Maße zu dem verstärkten Streben nach Schönheit bei. Dabei ist das eigentliche Ziel nicht Schönheit. Vielmehr stellt Schönheit immer ein Mittel zum Zweck dar, „eine Krücke sozusagen, um etwas Anderes (Vermeintliches oder Tatsächliches) zu erreichen“ (S. 33). In Zeiten, in denen – zumindest theoretisch – alles möglich scheint, in denen Erfolg oder Misserfolg sich allein aus den eigenen Entscheidungen ergeben, in denen aber gleichzeitig klare Handlungsanweisungen aufweichen und nicht zu bestimmen ist, welche Entscheidungen und Verhaltensweisen zum Erfolg führen und welche nicht, kann Schönheitshandeln sinnstiftend wirken. „Die schlichte, undifferenzierte Botschaft ‚Schöne haben's besser‘ vermittelt eine scheinbare Sicherheitsstruktur.“ (S. 58) Körpermodelle wie das Schönheitsideal können in solchen instabilen

Zeiten Sicherheit bieten, indem vermeintlich erfolgreiche Wege des Verhaltens aufgezeigt werden.

„Nach dem Motto ‚Ich nehme ab, also bin ich‘, ‚Ich schwitze, also bin ich‘ oder ‚Ich gestalte mich, also bin ich‘ ermöglicht Körperarbeit nicht nur das Spüren von Körperlichkeit, sondern auch die sinnhafte Ausrichtung auf ein scheinendes Ziel, noch dazu gekoppelt mit einem vermuteten emotionalen, sozialen und/oder ökonomischen Nutzen.“ (S. 61)

Dementsprechend ist Schönheit allein schwer zu definieren. Schönheit beschreibt etwas Überdurchschnittliches, Überragendes, Seltenes, das nicht jedem Menschen zugänglich ist. Schönheit hat daher immer auch ausschließenden Charakter. Sie beschreibt, worauf sich die Wünsche der Menschen richten, entsteht aber immer erst durch den Blick und die Bewertungen Anderer. Was als schön gilt, hängt stark von gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten ab. Es kann je nach historischem Zeitpunkt, sozialer Schicht und Lebensumständen variieren und sich auch im Laufe einer Biographie ändern.

„Galt und gilt in Regionen, in denen gehungert wird, ein stämmiger Leib als gesund und schön, so gilt er in Überflussgesellschaften als tendenziell ungesund und nicht schön. Wo Menschen eine geringe Lebenserwartung haben, wird das Alter verehrt, wo sie alt werden, die Jugendlichkeit. Das Schönheitsideal ist also unmittelbar an die jeweiligen Lebensumstände geknüpft.“ (S. 25)

Festhalten lässt sich somit vor allen Dingen eines: Schönheit ist relational und kann mit verschiedenartigen Bedeutungen gefüllt werden.

Die Art wie Posch sich dem Thema Schönheit und Körperlichkeit nähert, ist differenziert und fern jeglicher Dramatisierungen, die nicht selten Publikationen zu diesem Thema begleiten. Ihre Analyse stützt sich auf „soziologische Theorien, empirische Daten sowie systematische Medienbeobachtungen“ (S. 16) und zeichnet sich besonders durch die umfassende, aber durchaus auch kritische Rezeption zahlreicher Studien aus. Sie räumt mit pauschalisierenden Mythen auf, wie etwa, das übergewichtige Menschen früher sterben, ohne dabei die komplexen Fragen aus den Augen zu verlieren, wie und warum das Schönheitsideal Wirkung zeigt. Immer wieder führt sie auch praktische und zum Teil belustigende Beispiele oder Alltagsphänomene als Verdeutlichung ihrer Argumente an. Ihr Stil ist erzählerisch und anschaulich. Durch Wiederholungen und Thesen, die teilweise fast überraschend mitten im Text auftauchen, wirkt ihr Buch an manchen Stellen allerdings etwas unstrukturiert, ist aber dennoch leicht verständlich. Die vielen Verweise laden zum Weiterlesen ein und machen das Buch zu einer umfassenden Quellen- und Literatursammlung.

Kriterien der Schönheit: Schlankheit, Jugendlichkeit, Fitness, Authentizität

Was heute als schön gilt, bestimmt sich laut Posch durch die vier Kriterien Schlankheit, Jugendlichkeit, Fitness und Authentizität. Diese stehen jedoch für etwas anderes. Sie symbolisieren einen bestimmten Nutzen. Das heißt, im eigentlichen Sinne geht es beim Schönheitshandeln nicht um den Körper an sich, sondern um die Bedeutungen, die sein Zustand vermittelt.

In Bezug auf Schlankheit spricht Posch verschiedene Aspekte, wie Gewicht und Gesundheit, Schlankheit zwischen Ideal und Realität, Schlankheit im Überfluss oder politische Kampagnen zu Gewicht an. Besonders hervorzuheben ist die Verbindung von schlank und gesund (leistungsfähig) beziehungsweise dick und ungesund, die Posch jedoch anhand konkreter Beispiele aufbricht. Dazu erläutert sie etwa, wie bei der Einführung der heute gängigen Maßeinheit des Body-Mass-Index (BMI) im Jahr 1994 35 Millionen beschwerdefreie Amerikaner_innen übergewichtig und damit potenziell ungesund und behandlungswürdig wurden. Selbst medizinisch-wissenschaftliche Studien gehen mit dieser Maßeinheit undifferenziert um, ohne in gesundheitlich völlig

unbedenkliches Übergewicht und in tatsächlich behandlungsbedürftiges Übergewicht zu unterscheiden. Insgesamt stellt Posch kritisch fest, dass die Pharmaindustrie bei der Festlegung gesundheitlicher Normen nicht selten ihre Finger im Spiel habe.

Obwohl die Menschen in modernisierten, westlichen Industriegesellschaften immer älter werden und sich auch zum Ziel machen, alt zu werden, wollen sie gleichzeitig jugendlich wirken. Gemäß den neoliberalen Grundprinzipien von Freiheit und Selbstverantwortung, nach denen jede Person ihr Leben in die eigene Hand nimmt, ist sie auch selbst dran schuld, wenn die Spuren des Lebens in Form von Falten, schlafferer Haut, Furchen, Augenringen und grauen Haaren am Körper sichtbar werden. Wenn schon der Körper alle diese Spuren zeigt, „wie alt, unflexibel, wenig entwicklungsbereit, wenig sorgsam und wenig leistungsfähig muss dann erst das Innere sein“ (S.116) – so die Implikation. Auch wenn es nicht immer möglich ist, alle diese Spuren zu vermindern, so geht es wenigstens darum zu signalisieren, „dass man noch jugendlich ist, dass man noch mithalten kann und noch nicht zum alten Eisen gehört“ (S. 116).

Fitness und Authentizität gehören zu den weichen, nicht exakt messbaren Kriterien. Das Ideal der Fitness drückt sich einerseits in einem muskulösen Körper und andererseits in dem Ideal von Wandelbarkeit und Flexibilität aus, in einer auch im Körper gelebten, geistigen Fitness. „Fitness ist in diesem Sinne mehr als das Resultat regelmäßiger sportlicher Betätigung. Fitness symbolisiert auch die Fähigkeit, in der neoliberalen Gesellschaft gegenüber der Konkurrenz den längeren Atem zu haben.“ (S. 127) Dass der Körper vor allen Dingen Träger von Bedeutung ist, zeigt sich am Kriterium Fitness besonders gut. Denn schließlich geht es ja nicht darum, ein Haus zu bauen oder schwere körperliche Arbeit bewältigen zu können. Vielmehr stellt Fitness eine Möglichkeit dar, den Eigenwert des Körpers zu steigern.

Authentizität bezieht sich auf das Ideal, ein authentisches Selbst zu kreieren. Das heißt Schönheitshandeln ist durchaus erwünscht, aber es darf nicht übertrieben sein (Denn dann wird es als Oberflächlichkeit abgewertet. Der Grad ist schmal). Stets muss es der natürlichen Persönlichkeit entsprechen. Das geht so weit, dass selbst die Schönheitschirurgie als Ziel formuliert, „die Persönlichkeit und die Natürlichkeit des Patienten zu erhalten“ (S. 133). Auch der Streit um Gerhard Schröders gefärbte Schläfen stellt ein anschauliches Beispiel dar. Schröder gewann damals einen Rechtsstreit durch den verboten wurde zu behaupten, dass er sich die Schläfen färbe. Schließlich würde diese Behauptung seine Authentizität und Glaubwürdigkeit infrage stellen, so das Urteil. Im Kriterium der Authentizität sieht Posch in Verbindung mit der Forderung, ständig etwas aus sich machen zu müssen, die Wurzel von Körperunzufriedenheit:

„Neue Möglichkeiten der Selbstentwicklung brachten auch mit sich, dass Selbstentwicklung ein Muss wurde. Wer sich nicht weiterentwickelt, ist nicht modern. Wer dauerhaft ganz bei sich angekommen ist, ist suspekt. Menschen 'dürfen' gemäß dieser Lebenshaltung gar nicht längerfristig zufrieden sein, auch nicht mit ihrem Körper.“ (S. 132)

Das Korsett im Kopf: Die Verinnerlichung der Schönheitsnorm

Die brennende Frage, warum uns das Schönheitsideal nicht egal ist, beantwortet Posch im letzten Teil des Buches. Sie vertritt dabei die These, dass Schönheitshandeln zum Teil gar nicht mehr als solches wahrgenommen wird, da die Schönheitsnormen selbst verinnerlicht wurden. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem „Korsett im Kopf“ (S. 164) In Form von Haare färben und entfernen, Sport, Diäten, der Nutzung von Kosmetika und vielem mehr folgen die Menschen dem Schönheitsideal, während sie, wenn sie gefragt werden, wozu sie dies tun, antworten, ihre Handlungen dienen ihrem eigenen Wohlbefinden. Das eigenen Wohlbefinden als Motiv für Schönheitshandeln zu nennen, ist dabei als „Strategie“ zu werten „um Schönheitshandeln nicht als Anpassung an Normen und damit als Unterordnung zu sehen.“ (S. 35) Als Erklärungsansätze verweist Posch in kurzen aber klaren Worten, die zum Weiterlesen einladen, auf Foucaults Konzept der Gouvernementalität sowie auf Norbert Elias diagnostizierte Scham als Aspekt der

modernen Gesellschaft. Resümierend sieht Posch das Schönheitsideal als Paradebeispiel dafür „wie äußere Zwänge und Normen (...) konsensual als innerer Wunsch interpretiert werden. Die Befolgung von Normen mutiert damit zum Akt von Individualität und Selbstbestimmung und wirkt eben dadurch auf die Norm zurück.“ (S. 168)

Die Wirkungsmacht des Schönheitsideals erläutert Posch anhand von vier Dimensionen der Relevanz: Sichtbarkeit, Beschränktheit und Machbarkeit von Schönheit sowie das Versprechen von Nutzen, das Schönheit beinhaltet. Die Sichtbarkeit von „schönen Körpern“ in den Medien führt ihrer Meinung nach dazu, dass ein dem Schönheitsideal entsprechender Körper als normal wahrgenommen wird. Allerdings weist Posch gewohnt differenziert darauf hin, dass eine Kritik am Schönheitsideal nicht zu einer Kritik an den Medien verkommen dürfe. Schließlich werden entsprechende Bilder (sowie Botschaften in Casting-Shows und Talkshows) auch von Rezipient_innen konsumiert. Ein interessanter und daher hier erwähnter Aspekt sind in diesem Zusammenhang auch die Technologien der Sichtbarkeit. Diese haben den Menschen erst ermöglicht, ihren Körper, inklusive angenommener Mängel, vollständig wahrnehmen und ständig kontrollieren zu können. Dazu gehören der großflächige Spiegel, die Personenwaage, die Fotografie und der Film (im Sinne von sich selbst filmen beziehungsweise sich selbst gefilmt sehen können).

Die Dimension Beschränktheit macht deutlich, dass die Selbstinszenierung der eigenen Körperlichkeit sich in einem bestimmten Rahmen bewegen muss. Dazu unterscheidet Posch in Kleiderordnung und Körperordnung. Während bezüglich der Kleiderordnung eine durchaus große Variationsmöglichkeit herrsche, sind die Normen hinsichtlich der Körperordnung enger gestrickt. Dicke Menschen, Frauen mit dunkler, dichter Körperbehaarung, Menschen mit Behinderung oder Verletzungen befinden sich genauso außerhalb der Norm, wie, so würde ich ergänzen, Personen mit uneindeutigem Geschlecht.

Gleichzeitig wird die Veränderung des Körpers als machbar wahrgenommen. Zwar wurde der Körper schon immer „gemacht“, wie etwa durch die Anwendung des Korsetts, doch sind heute zusätzlich weitreichende Technologien zur Veränderung des Körpers (Schönheitsoperationen, Botox et cetera) einer breiten Bevölkerung zugänglich – zumindest theoretisch. Während noch in den 1950er Jahren Schönheitsideale, wie etwa in Verkörperung von Audrey Hepburn, als unerreichbar galten, sind heute die Mittel dazu vorhanden. Auch wenn diese Mittel Geld und Zeit erfordern, kann doch, „wer von Natur aus nicht attraktiv genug ist, (...) der Natur auf die Sprünge helfen. Dies bedeutet eine neue Form von Verantwortung, die gleichermaßen Last und Lust sein kann.“ (S. 200)

Als letzte Dimension der Relevanz von Schönheit nennt Posch das Versprechen von Nutzen. Was sie vorher schon angesprochen hat, wird hier noch einmal ausführlicher zusammengefasst. Der allgemein kommunizierte Nutzen lässt sich mit den einfachen Worten beschreiben: „Schöne haben mehr vom Leben.“ Dabei betont Posch, dass Schönheit Wirkung zeigen *kann*, sie *muss* es aber nicht. Schönheitsnormen bestimmen sich allein in Beziehung zu anderen und sind auch nur in Beziehung zu anderen relevant. Diese Unüberprüfbarkeit setzt einen „permanenten Prozess der Selbstoptimierung in Gang“ (S. 208). „Die Tatsache, dass es keinen verlässlichen Sollwert für das am meisten gewinnbringende Aussehen gibt, führt – gleich einem Hamster im Hamsterrad – zu einer unablässigen Gestaltung und Optimierung von Körperlichkeit, um mithalten zu können, um dabei zu sein und um sich normal zu fühlen.“ (S. 208) Gleichzeitig weist Posch darauf hin, dass „Macht, die von einem schönen Körper herrührt“ aufgrund der Abhängigkeit von den Blicken und Bewertungen Anderer „in ihren Ursprüngen indirekt und nicht handlungsbezogen“ ist (S. 202).

Als gesonderte (Unter-)Kapitel spricht Posch in ihrem Buch Körperklassen, Schönheit in der Politik, die PR-Strategien von Kosmetik- und Schönheitsindustrie („Baustelle Körper“), Körperbehaarung sowie Geschlecht an. Während sie im gesamten Buch die Wirkung des Schönheitsideals auf Frauen und Männer gleichermaßen (und in ihren verschiedenen

Ausprägungen) thematisiert, stellt sie in einem kurzen Kapitel fest, dass „Schönheit für Frauen und Mädchen einen höheren Stellenwert [hat] als für Männer“ (S. 154). Dennoch wirft sie die Frage auf, ob bisherige Untersuchungen zu Männern unpassende Kriterien angelegt hätten. Ihrer Meinung nach seien in Bezug auf die Körperunzufriedenheit von Männern eher Aspekte wie Muskeln, Potenz (Funktionalität) und Kraft relevant. Insgesamt spricht Posch in ihrer Untersuchung vielfältige Aspekte an, auf die sie teilweise nur kurz eingeht, die aber zum Weiterlesen unter den genannten Verweisen einladen. „Projekt Körper“ stellt so ein Analyse der Bedeutung und Wirkung von Schönheit dar, die eine sehr gute Einführung in die Thematik gibt, den einen oder anderen Aha-Effekt oder ein Schmunzeln bereit hält und daher klar zu empfehlen ist.

Waltraud Posch 2009:

Projekt Körper. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt.

Campus, Frankfurt / New York.

ISBN: 9783593389127.

261 Seiten. 24,90 Euro.

Zitathinweis: Ulrike Roth: Schönheit oder das Versprechen von Nutzen. Erschienen in:

Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1020>. Abgerufen am: 02. 01. 2019

20:48.

Lebensgeschichten von Trans*-Menschen



Alexandra Köbele
Ein Junge namens Sue
Transsexuelle erfinden ihr Leben

Den Menschen im Mittelpunkt – nicht das Geschlecht. In „Ein Junge namens Sue“ erzählen Transsexuelle ihre Lebensgeschichte. Alexandra Köbele lässt hierfür Raum – und wertet gleichzeitig wissenschaftlich aus.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

„Ein Junge Namens Sue“ ist ein äußerst wichtiges Buch. Es werden die Lebensgeschichten von fünf ganz konkreten Menschen vorgestellt, die schildern, wie sie zu ihrer eigenen geschlechtlichen Identität gefunden haben. Allen fünf waren dabei auch hormonelle Eingriffe und körperliche Veränderungen wichtig – das muss aber keineswegs auch bei anderen Menschen so sein, doch für Franca, Anton, Rob, Sylvia und Jan war es eben so. Und die Autorin Alexandra Köbele schafft es mit Bravur, ihnen Raum zu geben, ihre Geschichten zu erzählen.

Aktuelle Einordnung

Wichtig ist dieses Buch auch, weil aktuell bezüglich Transsexualität politisch und gesellschaftlich einiges in Gang gekommen ist, aber sich nach wie vor noch schwerwiegende Vorurteile gegen Transsexuelle und Transgender zeigen. So ist den politisch Aktiven gut im Gedächtnis, wie aktuell durch politisches Streiten und Massen-Proteste gesetzliche Änderungen erreicht werden konnten. Bislang war es in Schweden für einen Geschlechtswechsel notwendig, dass der jeweilige Mensch auch sterilisiert wurde. Das ist nun Geschichte. Kurz zuvor wurde eine solche Regelung auch vom Bundesverfassungsgericht der Bundesrepublik Deutschland kassiert. Auch in der BRD war für die Änderung des Personenstandes im Transsexuellengesetz vorgesehen, dass die Zeugungsunfähigkeit des Menschen herzustellen sei. Dass wurde vom Gericht nun als massiver Eingriff in die körperliche Unversehrtheit des Menschen erkannt und als rechtswidrig eingestuft.

Neben diesen positiven Entwicklungen, die zeigen, was durch politisches Streiten erreicht werden kann, liegt aber weiterhin einiges im Argen. Ist mit diesen Urteilen noch nicht gelöst, dass Transsexualität nicht mehr als Krankheit betrachtet wird, kommen an anderer Stelle Anfeindungen hinzu. Einige sind explizit physisch gewalttätig, andere hetzen schriftlich und liefern damit die Hintergrundmusik für die Schläger. Aktuelles Beispiel ist hier der *taz*-Autor Jan Feddersen. Fielen er und seine Artikel in den letzten Jahren besonders für antimuslimischen Rassismus auf, äußert er sich nun verstärkt transphob. In vollkommener Verkennung der gesellschaftlichen Realitäten, in denen Trans*-Menschen oft mit massiver psychischer und physischer Gewalt konfrontiert sind, beschreibt Feddersen, dass Trans*-Menschen einer Diskriminierung wegen Homosexualität entgehen wollten und daher ihren Geschlechtswechsel vorantrieben. Vor diesem Hintergrund spricht er sich dafür aus, dass die Hürden für einen Geschlechtswechsel weiter erhöht werden sollten. Er konterkariert damit jedes emanzipatorische Streiten, dass sich gerade darauf richtet, Menschen Selbstbestimmung zu ermöglichen und Zwänge aufzuheben. Stattdessen überträgt Feddersen seinen eigenen Lebensentwurf auf andere Menschen und möchte ihn ihnen mit Zwang überhelfen.

Zuhören und miteinander sprechen

Dabei kann es manchmal so einfach sein, die Lebensentwürfe und Identitäten von Menschen tatsächlich nachvollziehen zu können. Es lohnt sich einfach zuzuhören und mal gar nichts zu sagen – oder auch einfach interessiert nachzufragen. Hier hilft das Buch „Ein Junge Namens Sue“ weiter. Alexandra Köbele schafft es, ihre Interviewpartner_innen plastisch vorzustellen – und dies dennoch mit einer wissenschaftlichen Auswertung zu verbinden. Einfach nebenbei stellt sie die neueren Geschlechtertheorien vor und führt anschaulich in die qualitative Sozialforschung ein – als Psychologin, Familientherapeutin und Theaterpädagogin im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis tätig, gehört sie wohl auch zu den wenigen Menschen, die einen solchen Balanceakt zwischen Wissenschaftlichkeit und Lesbarkeit meistern können.

Und klar wird, wie sich die Lebensgeschichten von Trans*-Menschen unterscheiden. Je individuelle Erfahrungen bewegen Menschen dazu, ihre Erscheinung und gegebenenfalls auch ihre körperlichen Merkmale ihrem gefühlten und erlebten Geschlecht anzugleichen. Es verbinden sich schlechte und gute Erfahrungen damit und obwohl Trans*-Menschen, wenn sie eine Änderung des Vornamens oder des Personenstandes wünschen, schon auf Grund der gesetzlichen Regelungen Mediziner_innen immer wieder eine klare und geschlechtliche Lebensgeschichte erzählen müssen, wird aus dem Buch von Köbele deutlich, dass sich die Lebensgeschichten selbstverständlich nicht darin erschöpfen. Sondern es spielen Eltern und Geschwister eine Rolle, Erwerbsarbeit taucht auf und zahlreiche Erlebnisse, die gar nicht ins vergeschlechtlichte und von Mediziner_innen erwartete Bild passen.

Dass tatsächlich Francas, Antons, Robs, Sylvias und Jans Positionen zum Tragen kommen, erreicht Köbele damit, dass sie zunächst alle Personen detailliert vorstellt und dann noch einmal die Gespräche ausführlich nacherzählt. Damit gewinnt die_der Leser_in ein Bild von den Protagonist_innen. Und erst danach schließt die Autorin eine wissenschaftliche Auswertung an, in dem sie aus den Interviews unterschiedliche Erzähletappen herausarbeitet und sie schließlich in den Kontext der Geschlechterforschung einbindet. Dabei erläutert sie auch die wesentlichen Begriffe, die der_dem ungeübten und auch der_dem geübten Leser_in ein Verständnis gut ermöglicht.

„Ein Junge Namens Sue“ ist ein rundherum gelungenes Buch.

Alexandra Köbele 2011:

Ein Junge namens Sue. Transsexuelle erfinden ihr Leben.

Psychosozial-Verlag, Gießen.

ISBN: 9783837921250.

282 Seiten. 24,90 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Lebensgeschichten von Trans*-Menschen. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1018>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Sie tun es für sich selbst



Otto Penz

Schönheit als Praxis

Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit

Die Studie „Schönheit als Praxis“ von Otto Penz widmet sich dem Schönheitshandeln, das im Gegensatz zur Frage, welche Aspekte an Personen als „schön“ empfunden werden, bisher kaum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen war.

Rezensiert von [Ulrich Peters](#)

Unter Bezugnahme auf den Soziologen Pierre Bourdieu wird sich, untergliedert in einen theoretischen sowie empirischen Teil, dem Schönheitsdiskurs aus verschiedenen Annahmen gewidmet. Für Penz stellt körperliche Attraktivität einen überaus wichtigen symbolischen Wert dar, wie unter anderem aus der medialen Präsenz eines Schönheitskults ersichtlich wird. Es wird des Weiteren davon ausgegangen, dass Einverleibungsprozesse gesellschaftlicher (Schönheits-)Erwartungen die Persönlichkeitsstruktur prägen und ihren Ausdruck in körperlichen Handlungen erfahren. Wie dieses Schönheitshandeln von geschlechtsspezifischen Auffassungen und der sozialen Position entsprechend als richtig erscheinen, aber auch im gesellschaftlichen Raum definiert werden und dadurch Herrschaft strukturieren, wird anschaulich in der Auswertung durchgeführter Interviews dargestellt.

Entwicklung des Schönheitsdiskurses

Penz verortet Schönheit, als sozial strukturierende Machtposition, in die Zeit der Demokratisierung westlicher Gesellschaften. Die Voraussetzung dafür bildet die Befreiung der Schönheit aus einem ständischen Interpretationszusammenhang, sodass diese Selbstinszenierung als Möglichkeit des individuellen Ausdrucks soziale Bedeutung erlangen konnte. Gleichzeitig beschreibt er Schönheit als ein kulturelles Konstrukt, das auf das Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern verweist, indem mehrheitlich von „weiblicher Schönheit“ ausgegangen wird. Darüber hinaus werden klassenspezifische Aspekte deutlich, wenn hervorgehoben wird, dass „die Macht der Schönheit [...] sich nur dort entfalten [kann], wo Zeit und Geld für ästhetische Fragen zur Verfügung stehen.“ (S. 14)

Ausgehend davon erschließt sich die Bedeutung der Schönheit immer nur in dem jeweiligen historischen Kontext und ihr Stellenwert verweist auf soziale Machtverhältnisse. Penz verdeutlicht dies am Beispiel der Arbeiterklasse, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nicht Teil des Schönheitsdiskurses war. Dieser stellte vielmehr eine Angelegenheit des Bürgertums sowie der aufstrebenden Mittelklasse dar, was auch daran ersichtlich wird, dass historisch betrachtet nur die Schönheit der Herrschenden im Mittelpunkt stand. Erst der ökonomische Aufschwung der 1950er Jahre schaffte die Voraussetzungen für eine umfangreiche Ästhetisierung des Alltags und die Integration der unteren Klassen in das Schönheitsspiel.

Unter solcherlei spezifischen Bedingungen ist Schönheit aber auch zu einem wertvollen Kapital auf dem Arbeitsmarkt geworden. Es geht darum, die Hoheit auf symbolischem Gebiet zu erlangen und durch Attraktivität und Schönheit die führende gesellschaftliche Position zum Ausdruck zu bringen. Aussagen wie „ich mache mich für mich selber schön“, verkennen demnach die diesen Sichtweisen

zugrunde liegende gesellschaftliche Praxis. Schönheitshandeln muss hier als soziales Handeln verstanden werden, dessen individuelle Selbstdarstellung sich immer auch auf andere Menschen bezieht, die ihrerseits wieder das Feld für subjektive Selbstentwürfe bilden. Denn „wie in allen sozialen Lebensbereichen handelt es sich bei der Inszenierung von Schönheit um ein vorstrukturiertes Feld und der Schönheitspraxis wohnt strukturierende Kraft inne“ (S. 18).

Diese Annahme veranschaulicht Penz im ersten Kapitel des Buches an den Bereichen Werbung, Aktfotografie sowie der Entwicklung des Fernsehens zum Massenmedium. Werbung entwickelte sich von einer Informationsquelle, die vermeintlich nutzbringende Konsumgüter in den Fokus nahm, hin zu einem Medium, das sich das wachsende Abgrenzungsbedürfnis von Individuen zu eigen machte und Eleganz, Dynamik sowie Schönheit transportieren sollte, wobei hier in erster Linie von weiblicher Schönheit gesprochen wird. Diese Perspektive lässt sich so auch auf andere Darstellungsmedien übertragen und verdeutlicht dabei konsequent vergeschlechtlichte Machtungleichheiten. Unter Zuhilfenahme unterschiedlichster Medien wird ein Idealbild weiblicher Schönheit im öffentlichen Raum präsentiert, das den Schönheitsdruck massiv verschärft. Denn wie in der Werbung handelt es sich bei der fotografischen beziehungsweise filmischen Darstellung von Schönheit in der Mehrheit um eine männliche Konstruktion „verführerischer Weiblichkeit“. Die diesem Schönheitsdiskurs entspringenden Gewohnheiten erfordern eine körperliche Grundeinstellung, die den aus einer (männlichen) Blickkultur resultierenden, normativen Erwartungen an Weiblichkeit entsprechen soll.

Dieser Umstand wird auch nicht mit der zunehmenden Zurschaustellung männlicher Werbefiguren aufgebrochen. Die auch diesen Bildern innewohnende Sexualisierung von männlichen Körpern orientiert sich an normativen Vorstellungen von Männlichkeit, indem Stärke, Souveränität und Dominanz in den Mittelpunkt der Darstellungen rücken und damit, im Gegensatz zur dargestellten Weiblichkeit, keinen Objektstatus entwickeln.

Die gestiegene Bedeutung des Körpers im öffentlichen Raum bewirkt nicht nur ansteigende Investitionen in die Körperpflege, sondern das körperliche Aussehen rückt auch als Abgrenzungsmoment in den Mittelpunkt. Es gilt, sich durch die zur Schau getragenen körperlichen Vorzüge von anderen Menschen zu unterscheiden, das heißt die gesellschaftliche Position unmittelbar durch den körperlichen Zustand und entsprechende Körperpraxen zu veranschaulichen. Wo nun die eigene Körperlichkeit den öffentlichen Maßstäben gegenüber als defizitär empfunden wird, entsteht soziale Scham. Durch die entblößte Darstellung wächst die beschämende Wirkung vermeintlicher körperlicher Mängel.

Die Motivation körperlicher Selbstinszenierung wird anschließend, im letzten Kapitel des einleitenden theoretischen Teils, aus zwei Perspektiven betrachtet. Zum einen orientieren sich Menschen innerhalb dieser Handlungen an den sozial anerkannten Standards. Das zeitgenössische Idealbild von Schönheit zeichnet sich durch Bezugnahme auf Jugendlichkeit, Schlankheit und Fitness aus. Auch der Sinn gegen- bzw. subkultureller Selbstdarstellungen erschließt sich laut Penz, nur aus dem Verhältnis zu dieser Norm.

Zum anderen ist die eigene Schönheitspraxis immer auf andere Menschen ausgerichtet. Es geht dabei um soziale Anerkennung, die wiederum die Grundlage für das Selbstbewusstsein beziehungsweise -vertrauen der Menschen bildet, indem etwa Attraktivität auf beruflichem wie auch partnerschaftlichem Gebiet zu sozialer Anerkennung verhilft. Diese in Sozialisationsprozessen eingeübten körperlichen Gewohnheiten sind auch dafür maßgebend, welche körperlichen Reize anziehend wirken. „Insbesondere in jenen sozialen Feldern, in denen der Körper selbst und körperliche Kompetenzen eine zentrale Rolle spielen, sind diese inkorporierten Haltungen von überragender Bedeutung, also auf dem Gebiet der Sexualität, der Hygiene, der Ernährung, der Mode oder des Sports“ (S. 40). Innerhalb dieser sozialen Praxis bilden die Menschen also nicht nur körperliche Gewohnheiten aus, sondern sie verinnerlichen auch Denkschemata und Werthaltungen, die sich ebenfalls je nach sozialer Lage zu habituellen Mustern verfestigen. Die

gesellschaftliche Ordnung stellt sich durch die Verinnerlichung sozialer Normen her und basiert auf einer Selbstbeherrschung, die mit vermeintlich freien Entfaltungsmöglichkeiten verbunden ist. Anschaulich wird dies mit einem Zitat von Laura Bieger:

„Ebenso wie jeder eigenverantwortliche Mensch den sozialen Aufstieg schaffen kann, so die Logik (...), kann auch jeder einen schönen Körper haben; und mit harter Arbeit, Disziplin, Entbehrungsbereitschaft und Pflichtgefühl sei dieser zu erreichen. Wer keinen schönen Körper hat, so der konsequente Umkehrschluss, hat sich vermutlich nicht ausreichend dafür entschieden.“ (S. 49)

Schönheitspraktiken im Vergleich

Der zweite Teil des Buches widmet sich der auszugsweisen Darstellung und Auswertung des empirischen Materials. Hiermit wird Bezug genommen auf 85 Tiefeninterviews, die der Studie zugrunde liegen. Die Auswahl der Gesprächspartner_innen ergibt in diesem Zusammenhang zwar eine relativ homogene Gruppe, doch lässt sich dadurch eine klassen- und geschlechtsspezifische Perspektive, wie im Titel angekündigt, nur als bedingt repräsentativ verorten.

Dies ergibt sich aus den strengen Auswahlkriterien. Die Teilnehmenden waren alle zwischen 25 – 45 Jahre alt, übten einen Beruf aus, waren dementsprechend finanziell abgesichert und wurden erst nach Vorauswahl zum Interview zugelassen. So ergab sich die Klassenlage zwangsläufig aus den Relationen der befragten Personen und darf „nicht als Stichprobe der allgemeinen Klassenstruktur in Österreich (oder auch bloß Wiens) missverstanden werden“ (S. 89). Ebenfalls ausgeschlossen aus den Befragungen wurden in Österreich lebende People of Color. Hier offenbart sich hinsichtlich race, class und gender als hierarchisierende und somit Herrschaft sichernde Strukturkategorien, die eng mit (körperlicher) Wahrnehmung einhergehen, eine große Lücke. Der Verweis auf migrantisch-geprägte Subkulturen und ein vorausgesetzter starker Einfluss von Religion sind mit Verweis auf andere Untersuchungsdesigns oder eigenständige Studien nur unbefriedigend erklärt. Vielmehr hätte eine weitere Bezugnahme auf Bourdieu, der für dieses Buch die theoretische Basis liefert, die Perspektive erweitern können. Gerade im Zusammenhang mit einer „Naturalisierung“ der gesellschaftlichen Ordnung betont er deutlich die Gemeinsamkeiten von mehrdimensionalen Ausgrenzungskriterien.

Auch wenn sich aus den Untersuchungsergebnissen keine Verallgemeinerungen ableiten lassen, entwickelt Penz auf dieser empirischen Grundlage sechs Schönheitsklassen, die im letzten Kapitel vergleichend in Beziehung zueinander gesetzt werden. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass sich die Schönheitspraktiken stärker an der sozialen Lage und den im Berufsfeld vorgefunden Wahrnehmungen von Normvorstellungen orientieren als an geschlechtsspezifischen Erwartungen. Dies hängt damit zusammen, dass solcherlei Erwartungen durch die Interviewten nicht hinterfragt wurden, also als bereits verinnerlicht beschrieben werden können und daher nicht mehr Gegenstand der individuellen Auseinandersetzung zum Schönheitshandeln sind. Deutlicher wird dies, wenn die dem Beruf entsprechenden Schönheitshandlungen thematisiert werden. Individualität, die aber nicht dazu führen soll, aus der Masse herauszustechen, dabei gleichzeitig die gesellschaftliche Position verdeutlichen soll, sind hier die zentralen Motive der Schönheitspraktiken. Aus den „beruflichen Anforderungen (...)“ ergibt sich eine dauerhafte Strukturierung der Körperpflege, und die beruflichen Spielregeln werden viel stärker als externe Zwänge wahrgenommen als die Schönheitsnormen, denen die Menschen abseits der Arbeit gehorchen.“ (S. 197)

So verwundert es nicht, dass die als erfolgreich und leistungsstark wahrgenommenen oberen Klassen in der Lage sind, neue Standards der Schönheitspraxis und ihrer Wahrnehmung zu setzen, an denen sich die unteren Klassen orientieren.

Durch die zum Teil sehr spezielle Betrachtungsweise der Befragungen und die daraus abgeleiteten

Ergebnisse eignet sich das Buch nicht unbedingt zur Einstiegslektüre für die Auseinandersetzung mit Schönheitsdiskursen. Dass auf diesem Gebiet aber gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse verhandelt werden und damit einen Ausdruck erzeugen, den es kritisch zu hinterfragen gilt, wird in der Studie dennoch anschaulich dargestellt.

Otto Penz 2010:

Schönheit als Praxis. Über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit.

Campus, Frankfurt. New York.

ISBN: 9783593392127.

205 Seiten. 29,90 Euro.

Zitathinweis: Ulrich Peters: Sie tun es für sich selbst. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1021>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Reclaim your body



Laurie Penny

Fleischmarkt

Weibliche Körper im Kapitalismus

"Fleischmarkt" ist keine wissenschaftliche Analyse von Geschlechterverhältnissen oder die Auswirkung des Kapitalismus auf Körperbilder - es ist eine Kampfansage.

Rezensiert von [peps perdu](#)

"Das Gespräch über die Körper von Frauen existiert größtenteils außerhalb von uns, während es auch an uns gerichtet (und an uns verkauft) und benutzt wird, um uns zu definieren und zu kontrollieren. Das Gespräch über Frauen passiert überall, öffentlich und privat. Wir werden ausführlich beschrieben, unsere Gesichter und Körper analysiert und auseinandergenommen, unser Wert bestimmt und zugeschrieben auf Grundlage der Reduktion der Persönlichkeit für einfache physikalische Objektifizierung. Unsere Stimmen, unsere Persönlichkeit, unser Potenzial, und unsere Errungenschaften werden regelmäßig minimiert und verschwiegen." (Judd 2012)

Das vorliegende Zitat stammt nicht aus der Feder Laurie Pennys, sondern von Ashley Judd, einer US-amerikanischen Schauspielerin, welche in den letzten Monaten wegen ihres Aussehens scharf von den Medien kritisiert wurde und sich mit einem offenen Brief an eben jene richtet, um auf die Objektivierung und Marginalisierung weiblicher Körper einzugehen. Patriarchat und Kapitalismus lassen sich hierbei nicht getrennt voneinander betrachten, sondern entspinnen in Wechselwirkung eine verhängnisvolle und gefährliche Dynamik für Frauenkörper.

Darauf geht auch Laurie Penny, englische Bloggerin und Kolumnistin, in ihrem Buch „Fleischmarkt“ ein, welches ein Jahr nach Veröffentlichung nun auch auf deutsch erschienen ist. „Fleischmarkt“ ist keine wissenschaftliche Analyse - es ist eine Kampfansage, gegen die Rolle die weiblichen Körpern im Kapitalismus zugeschrieben wird, ebenso wie gegen Schönheits- und Schlankeitswahn, die Ausbeutung von Sexarbeiter_innen, transphobe Feminist_innen und oppressive Arbeitsmärkte. Das Werk Pennys will nicht den Feminismus erklären oder dessen immer noch aktuelle Notwendigkeit, sondern eine materialistische Sicht auf Geschlecht und Gesellschaft anbieten, die auch die Kritik an einigen feministischen Standpunkten nicht scheut. „Fleischmarkt“ besticht dabei durch scharfe, jedoch nicht zynische Analysen und einen Schreibstil, welcher nicht nur fesselt, sondern auch zum kritischen Hinterfragen einlädt.

Zwischen Glorifizierung und Verteufelung

Pennys Buch ist in vier Kapitel untergliedert, welche sich mit verschiedenen Aspekten der Verdinglichung weiblicher Körper im Kapitalismus beschäftigen. Im ersten Teil „Anatomie der modernen Frigidität“ rechnet sie mit dem Widerspruch zwischen der ständigen Sexualisierung von Körpern und der zeitgleichen Unterdrückung weiblicher Sexualität ab. Zwischen Teenagerschwangerschaften und sexualisierter Werbung, zwischen Puritanismus und *sex sells* spinnt sich ein Bild, welches vielen von uns bekannt ist – Frauenkörper werden entweder über victim-blaming dargestellt oder es werden makellose Körper visuell erschaffen. Gerade in Bezug

auf Klasse, welche mit den negativsten Geschlechterklischees assoziiert wird, wird die Entmündigung des eigenen Ichs über den Körper dargestellt. Im Gegenzug dazu arbeitet gerade die Werbung mit Bildern der Sinnlichkeit und des Begehrens, mit der Darstellung von Körpern, welche erreicht werden sollen, da sie dem Bild von Schönheit entsprechen, welches die Gesellschaft erschaffen hat und das nicht ohne Arbeit umzusetzen ist. Penny schreibt dazu:

„Was viele von uns deutlich wahrnehmen, ist, dass sexuelle Performanz und Selbstverdinglichung Formen von Arbeit sind: Aufgaben, die wir übernehmen und perfektionieren müssen, wenn wir vorwärtskommen wollen.“ (S. 27)

Es geht um eine Sexualisierung und Vermarktung von Begehren, sei es durch Pornofilme oder Playboy-Logos, aber es ist doch nur eine Scheinbefriedigung – lässt sich doch das Gefühl von Echtzeit-Sex weder massenhaft produzieren noch verkaufen.

Anknüpfend an diesen Gedanken schreibt Penny auch über Prostitution und Sexarbeit und weist hierbei auf die verschiedenen Positionen innerhalb feministischer Strömungen hin. Die Verdinglichung der Frau und ihr sexuelles Funktionieren sind Arbeitsleistungen, welche sich gerade in Sexarbeit am stärksten zeigt. Dabei verfällt Penny nicht darauf Sexarbeiter_innen zu verteufeln, sondern zeigt die Problematik anhand des kapitalistischen Systems auf:

„Die Marginalisierung der arbeitenden Körper im Sexgewerbe ist eine extreme Form der Marginalisierung der arbeitenden Körper aller Frauen. Aus diesem Grund sollte die Ausweitung der Arbeiterrechte auf alle, die Sex verkaufen, eine dringende Forderung feministischer Aktivistinnen sein.“ (S. 39)

Riot, don't diet!

In ihrem zweiten Kapitel „Raum einnehmen“ geht es um eine Kultur des Schlankseins, Essstörungen und die politische Dimension den eigenen Körper zu reclaimen. Penny schreibt darüber, wie es für sie selbst war, anorektisch zu sein, und dass es dabei weniger darum ging, wie ein Model auszusehen welches in Größe Null – deutsche 32 bei Frauengrößen – passt, sondern um Kontrolle – Kontrolle über den eigenen Körper, Kontrolle über den Hunger, Kontrolle über selbstauferlegte Zwänge. Eine Kontrolle, die in so bitterer und häufig tödlicher Art und Weise doch nur die logische Konsequenz eines gesellschaftlichen Bildes ist, welches ständige (Selbst-)Kontrolle als etwas erstrebenswertes sieht und weibliche Körper verteufelt und stigmatisiert. Penny geht darauf ein, dass alle Aspekte des Hungerns geschlechtsspezifisch sind und sich darin auch und gerade für queere, homosexuelle und bisexuelle Menschen der Druck der Geschlechterrollen am stärksten zeigt. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen, aber auch des gesellschaftlichen Diskurses über Schlankheit schreibt sie hierbei jedoch eher von Magersucht denn von anderen Formen von Essstörungen und geht auch nicht weiter darauf ein, was es in dieser Gesellschaft bedeutet, nicht schlank zu sein oder Stolz eine Kleidergröße jenseits der 38 zu tragen.

Feminismus lässt sich nicht reduzieren

Im dritten Kapitel, welches unter dem Titel „Geschlechtskapital“ stark an den französischen Soziologen Pierre Bourdieu erinnert, positioniert Penny sich ganz klar für den Feminismus und geht darauf ein, dass das Stereotyp der männerhassenden und Latzhosentragenden Feministin sich nur hält, weil es Frauen „mit der Angst [terrorisiert], radikale Politik würde ihre Sexualität und ihre Geschlechtsidentität zerstören“ (S. 70). Aber sie rechnet auch scharf mit dem Essentialismus der zweiten Welle des Feminismus ab und kritisiert die angebliche Herleitung einer weiblichen Essenz, die binär zum Männlichen gedacht wird. Nicht nur reproduziert dieses Argument binäre Geschlechtervorstellungen, es wird auch häufig als Erklärung genutzt, um Trans* Menschen und gerade Trans* Frauen als unnatürlich und parodistisch darzustellen und dabei auch intersexuelle

Frauen unsichtbar machen. Für Penny kann es keinen Feminismus geben, der transphob argumentiert und damit die Biologisierung von Geschlecht legitimiert, denn Feminismus kann nur klar die soziale Konstruktion von Geschlecht aufzeigen und angreifen. Zudem geht sie darauf ein, dass gerade Trans*Menschen einer ständigen Pathologisierung unterliegen, zugleich aber vielleicht besser als Cis-Frauen verstehen, was es bedeutet, sich über Konsum eine sozial akzeptierte weibliche Identität zu erkaufen.

Reproduktionsarbeit und Frauenarbeit

Im letzten Kapitel räumt Penny nicht nur mit dem Mythos der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf, welcher angeblich evolutionär erklärbar ist, sondern leitet diese Arbeitsteilung ganz klar aus dem Kapitalismus ab. Haushalt sowie Betreuungs- und Pflegearbeit sind dabei immernoch eindeutig weibliche Tätigkeiten, die unsichtbar und unbezahlt stattfinden und mit Kontrollmechanismen und Verachtung einhergehen. Penny nutzt hierbei den Begriff des Traumas und spricht davon, dass „die gesamte westliche Gesellschaft (...) durch unsere komplexe Beziehung zur Ökonomie der Hausarbeit traumatisiert [ist]“ (S. 95). Hierbei erläutert sie nicht nur die Mechanismen, die Generationen weiblicher Familienangehöriger immer wieder reproduzieren, sondern geht auch auf die Rolle der Männer ein, welche sie als systematische Angriffe auf die Rechte von Frauen und Arbeiterinnen ansieht. Im Rahmen der Hausarbeit findet auch eine Verschiebung statt, die care work ethnisiert und zu einer gering bezahlten Beschäftigung macht, worin sich klar Klassenhierarchien, aber auch kapitalistische Migratisierungsdiskurse aufzeigen lassen.

Zum Ende ihrer Argumentation weist Penny nach, dass das Überleben der Staaten darauf basiert, dass Frauen bereit sind, unbezahlte Arbeit zu leisten, und welche Macht sich aus der puren Verweigerung ergeben würde.

gender matters - but what about the rest?

So interessant sich - auch aufgrund aktueller Perspektiven - Pennys Buch lesen lässt und es auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, so lässt sich doch kritisch anmerken, dass einige Aspekte von ihr komplett ausgeblendet werden, die sich meines Erachtens selbstverständlich ergeben, wenn mensch über Körper und Kapitalismus schreibt. So geht Penny weder auf Diskurse rund um *(dis)ability* ein, was gerade in Bezug auf kapitalistische Abwertungsstrukturen von Körpern interessant wäre, noch beschäftigt sie sich näher mit den Auswirkungen von *race* und den Mechanismen, mit denen gerade die Körper Schwarzer Frauen marginalisiert und objektiviert werden. Die Nicht-Erwähnung solcher Diskriminierungsebenen lässt mich daran zweifeln, inwieweit der Blick über den eigenen Tellerrand doch nicht erreicht worden ist. Als einführende Auseinandersetzung mit der Thematik ist „Fleischmarkt“ aber definitiv das passende Werkzeug für all jene, die neben Altbewährtem auch neuere Perspektiven innerhalb des Feminismus argumentativ unterstützt sehen möchten.

Zusätzlich verwendete Literatur

Ashley Judd 2012: Ashley Judd Slaps Media in the Face for Speculation Over Her ‚Puffy‘ Appearance. In: thedailybeast.com vom 9.4. Online einsehbar unter: "[thedailybeast](http://thedailybeast.com)".

Laurie Penny 2012:

Fleischmarkt. Weibliche Körper im Kapitalismus.

Edition Nautilus, Hamburg.

ISBN: 978-3-89401-755-2.

128 Seiten. 9,90 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Reclaim your body. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL:
<https://www.kritisch-lesen.de/c/1026>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Zwölf Perspektiven auf das Körper Sein und Haben



Michael R. Müller, Hans-Georg Soeffner, Anne Sonnenmoser (Hg.)

Körper Haben

Die symbolische Formung der Person

Der menschliche Körper spielt eine wesentliche Rolle im sozialen Miteinander. Wobei er aber nicht nur Instrument ist, sondern zugleich auch sozio-kultureller wie individueller Ausdruck einer Person.

Rezensiert von [Thomas Möller](#)

Der titelgebende Begriff „Körper-Haben“ entstammt der philosophischen Anthropologie Helmut Plessners (1928) und soll mit seinem Komplementärbegriff „Leib-Sein“ auf den „Doppelaspekt“ des Menschen verweisen, zugleich ein physisches Objekt und ein psychisches Subjekt zu sein. Der Mensch hat einen Körper und ist ein Leib. Das eine kann aber nicht vom anderen getrennt werden und jene Unterscheidung ist folglich nur eine analytische, um den Doppelaspekt beschreiben zu können.

Entgegen Plessner geht es im vorliegenden Band aber nicht darum, sich dem Doppelaspekt phänomenologisch zu nähern, sondern es wird eine soziologische Perspektive eingenommen und Körper-Haben somit als „das komplexe Verhältnis des Menschen zu einem Körper, den er als seinen Körper in unterschiedlicher Weise zu erfahren, zu formen und einzusetzen vermag“ (S. 7) verstanden. Damit „ist der Mensch nicht nur Körper, sondern er ver-körpert sich“ (S. 8). Folglich verschiebt sich die Perspektive vom Leib zur sozialen Person, welche sich mit und durch den Körper ausdrückt. Das Ver-Körpern ist dabei immer in einen sozialen Kontext eingebettet und somit zugleich historisch gewachsen, sozial erlernt und persönlich abgewandelt. Woraus sich das Anliegen des Bandes ergibt: die „geschichtlich-gesellschaftliche[n] Formen und Techniken des Körper-Habens unter dem Aspekt des sich in eben diesen Formen und Techniken realisierenden personalen Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft zu thematisieren.“ (S. 9) Die verschiedenen Formen und Techniken bilden den groben Ausgangspunkt für die zwölf Aufsätze des Bandes. Die ganz unterschiedlichen (disziplinären) Ansätze und Forschungsgebiete der Autor_innen machen es dabei nötig, auf die meisten der Aufsätze einzeln einzugehen, da kein über die Einleitung hinausgehendes, einheitliches, theoretisches Konzept verwendet wird.

Der Körper als Werk

Der erste Abschnitt widmet sich explizit verschiedenen Körpertechniken und nimmt dabei auch historische Phänomene in den Blick. Den Auftakt macht Hans-Georg Soeffner (emeritierter Professor für Allgemeine Soziologie) mit seinem Aufsatz: „Lust zur Nicht-Lust. Erlösung vom Innerweltlichen und innerweltliche Erlösung – Transformation der Askese“. Durch die Askese wird der Körper zugleich geformt und verformt, wobei sich einerseits vom Körper abgewendet wird, also von dessen Bedürfnissen und seiner Lust, und sich andererseits zugleich dem Körper wieder zugewendet wird, indem dieser diszipliniert und unterworfen werden soll. Askese ist somit nicht nur eine rein körperliche Praxis, sondern immer auch eine kognitive geistig-seelische Übung. Soeffner wendet sich zunächst letzteren zu und verdeutlicht dies unter Rückgriff auf Webers „Geist

des Kapitalismus“, um später die körperlichen Aspekte wieder hinzu zu holen und somit auch moderne Phänomene wie beispielsweise Bodybuilding begrifflich zu fassen. Der Begriff der Askese bleibt allerdings unscharf, da ihm zwar Alltagspraktiken entgegengesetzt werden, aber eine genauere Abgrenzung unterbleibt. Hervorhebenswert erscheint der Aspekt, dass die Askese grundsätzlich egalitär ist, also jeder_jedem zugänglich ist, zugleich aber einen Elitestatus, durch die Überwindung der Alltagspraxis, für sich beansprucht. Das darin angelegte Konfliktpotential scheint offensichtlich – zugleich wird deutlich, dass die Betrachtung der Askese durch eine Ideologiekritik ergänzt werden muss.

Der zweite Aufsatz des Historikers Partrick Oelze wendet sich der historischen Sozialfigur des Quacksalbers oder Scharlatans zu. Eine durchaus interessante genealogische Darstellung, welche aber im Wesentlichen von historischem Interesse ist.

Ada Borkenhagen (Psychologin und Psychoanalytikerin) wendet sich im dritten Aufsatz des Bandes „Die Inszenierung des Selbst mit dem Skalpell“ der Gegenwart zu und der zunehmenden Ausbreitung von Schönheitsoperationen, welche sie zunächst mit empirischen Daten belegt, bevor sie sich theoretisch mit dem Thema auseinandersetzt. Ihre These dabei ist, „dass es sich bei diesen neuen Formen der Körpermanipulation auch um einen Identitätsgestaltung- bzw. Identitätsstiftungsprozess handelt“ (S. 60). Die äußere Erscheinung wird also mittels des Skalpells dem Selbstbild angepasst und kann somit auch als Bemächtigung des eigenen Körpers verstanden werden. Die Autorin streitet dabei keineswegs die Zwänge, welche aus Schönheitsidealen hervorgehen, ab. Sie ist aber „der Meinung, dass Schönheitschirurgie eine Strategie darstellt, um die Auswirkungen der Objektivierung des Körpers zu überwinden, indem dieser Objektivierungsprozess kontrolliert wird.“ (S. 66) Der Zwang wird akzeptiert indem er als verinnerlicht affirmiert und legitimiert wird. In diesem Ansatz wird das alte Problem der Psychoanalyse / -therapie deutlich, dass durch sie das Individuum für diese Gesellschaft passgerecht zugerichtet, also „gesund“ gemacht wird, anstatt die gesellschaftlichen Zwänge zu kritisieren, die das Individuum erst „krank“ machen. Zugleich macht der Aufsatz aber aufmerksam auf die einseitige Kritik an der Schönheitschirurgie, während andere Körperformungspraktiken (Fitness, Wellness et cetera) von solcher Kritik häufig ausgespart werden.

Im letzten Aufsatz der ersten Sektion betrachtet Gabriele Klein (Professorin für Soziologie und Psychologie) die Körpertechnik des Tanzes. Unter dem Titel „Körper – Subjekt – Moderne: Tanzästhetische Übersetzungen“ vertritt sie die These, dass Tanz „als eine ästhetische, nicht-instrumentelle Modellierung des Körpers zu verstehen ist [und] zugleich als Produkt, Instrument und Produzent von Prozessen der Verkörperung angesehen werden kann“ (S. 70). Insbesondere interessiert sie das durch den Tanz konstituierte Verhältnis von Körper und Subjekt und führt dazu durch die verschiedenen Tanzstile und die damit verbundenen kulturellen Phänomene des 20. Jahrhunderts. Ihr Fokus liegt dabei auf der Kulturbedeutung der Praktik und weniger auf dem ästhetischen Aspekt, wodurch die Besonderheit des Tanzes gegenüber anderen Körperpraktiken nicht deutlich wird.

Mediale Reflexionen

In der zweiten Sektion wird sich mit den Einfluss der neuen medialen Techniken der Wahrnehmung und Darstellung des Körpers und daraus resultierende neue Praktiken der Kontrolle und Manipulation des Körpers sowie der Körperwahrnehmung auseinander gesetzt. Damit wird sich direkt ins Spannungsfeld zwischen „natürlicher Künstlichkeit“ und „vermittelten Unmittelbarkeit“ (Plessner 1928: Kap. 7) begeben.

Michael R. Müller (Juniorprofessor für Kunst und materielle Kultur) bewegt sich in seinem Aufsatz „Der Körper als Selbstbild“ im oben erwähnten Spannungsfeld zwischen Natürlichkeit und Gemachtheit des Körpers. Anhand von Ratgeberliteratur, Image-Seminaren und Fernsehformaten wird untersucht, wie Natürlichkeit oder Authentizität der Person über spezifische Körpertechniken

hergestellt werden soll. Die jeweilige Technik soll dabei helfen, das durch die Technik genormte „wahre“ Selbst hervorzubringen. Dabei stellt er heraus, dass der Körper, beziehungsweise das über diesen hergestellte Bild der Person auf jene Arbeit an diesem Bild verweist. Die implizit gesellschaftlich geforderte Körperbeherrschung drückt sich durch den Körper selbst aus und dieser dient somit „als GarantIn gesellschaftlicher Selbstbehauptung“ (S. 103). Eine Kritik muss nach Müller schon explizit an jenen Medien und die in ihnen eingearbeiteten Bewährungsmaßstäbe ansetzen. Nicht nur das fertige Bild soll kritisch betrachtet werden, sondern ebenso die mediale Entstehung des Bildes.

Im sechsten Aufsatz untersucht Sabina Misoch (Juniorprofessorin für Medien- und Kommunikationswissenschaften) unter dem Titel „Körper-Haben und Leib-Sein in virtuellen Räumen“ jene neuen Körperverhältnisse, welche durch moderne Kommunikationstechniken ermöglicht werden, und wie sich die Körper-Leib-Verschränkung in ihnen verschiebt. Es existiert zwar auch im virtuellen Raum ein Körper, welcher sinnlich wahrnehmbar ist und kontrolliert wird, dieser ist aber vom Leib getrennt und kann als etwas Äußeres betrachtet werden. Nichtsdestotrotz kann die Interaktion mit diesem virtuellen Körper leibliche Reaktionen auslösen, da sich mit diesem Körper identifiziert wird. Leider beschränkt sich die Autorin wesentlich auf die Beschreibung der Entwicklungen (Avatare, Wii-Spielkonsole, VR-Systeme) anstatt diese neuen Verschränkungen ausführlich zu diskutieren und in ein tragfähiges Körper-Leib-Konzept zu bringen.

Die Soziologin Anne Sonnemoser wendet sich in ihrem Aufsatz „Der Mensch, ein Schauspieler?“ jener vor allem von Erving Goffmann populär gemachten Schauspieler_innenmetapher – die Selbstdarstellung des_der Akteur_in auf der Bühne der Öffentlichkeit – für die Erklärung sozialer Interaktionen zu. Ihre These ist, dass aus dieser Metapher zur Beschreibung der sozialen Welt eine normative Anforderung geworden ist. Diese These belegt sie durch eine Analyse von Imageliteratur, die durchzogen ist von Techniken der Formung des Image, welche der Schauspieler_innenausbildung entstammen. Dies führt sie zu dem Fazit, dass nicht mehr das Werk oder das Prestige für die gesellschaftliche Bewährung einer Person ausschlaggebend ist, sondern ihr Image. Auch wenn diese These plausibel ist, lässt die Autorin in ihrem Aufsatz die vor allem von der Frankfurter Schule formulierte Kritik an der Schauspielmetapher, insbesondere der Rollentheorie, unbeachtet. Durch Rezeption dieser Kritik ließe sich das kritische Potential des Aufsatzes bedeutend erweitern.

Der letzte Aufsatz der zweiten Sektion ist zugleich der theoretisch anspruchsvollste im gesamten Band. Andreas Georg Stascheit (Professor für Ästhetik und Kommunikation) entfernt sich in seinem Aufsatz „Der Leib als archetypisches Sichtbares“ von der plessnerischen Phänomenologie und wendet sich jener des französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty zu. Stascheit diskutiert Teilaspekte Merleau-Pontys auf Grundlage einer Arbeitsnotiz vom diesem und verdeutlicht dieses Theoriebruchstück anhand der Stimmgabel. Ein Merleau-Ponty Zitat folgt hier dem anderen und wird nur unzureichend erläutert, so dass sich auch die Darstellung anhand der Stimmgabel nicht ganz erschließt. In einem Sammelband zur Phänomenologie mag dieser Aufsatz möglicherweise seinen Wert entfalten. Im vorliegenden Band wirkt er deplatziert, da er, im Gegensatz zu den anderen Aufsätzen des Bandes, ein enormes Vorwissen über die Phänomenologie erfordert.

An den Grenzen der Sozialwelt

Die dritte und letzte Sektion des Bandes beschäftigt sich im Wesentlichen mit den Grenzen des Körper-Habens, wobei der Schwerpunkt auf den Körperverlust gelegt ist. Dieser Verlust, in Form des Todes oder altersbedingten Kontrollverlust lässt den Körper aber nicht einfach verschwinden, sondern er bleibt sozial eingebettet, wodurch sich verschiedene Probleme im Umgang mit diesen Körpern ergeben.

Den Anfang macht Anne Honer (emeritierte Professorin für Empirische Sozialforschung). Sie setzt

sich in ihrem Aufsatz „Problem-Körper. Einige physische Aspekte der Pflege von Demenzkranken“ eher deskriptiv mit der schwierigen Situation der Pflege von Demenzkranken auseinander. Dadurch, dass durch jene Krankheit die Kontrolle über den eigenen Körper teilweise verloren geht, stellen sich erhebliche Probleme im sozialen Umgang mit den Betroffenen ein, welche verstärkt werden durch die massive Unterfinanzierung des Pflegebereichs. Sie zeigt deutlich die Diskrepanz zwischen den auch rechtlich festgehaltenen Ansprüchen der Zu-Pflegenden und den Realitäten des Pflegesystems.

Einem ganz anderen Bereich, wie auch geographischen Ort, wendet sich die Ethnologin Britta Duellke in ihren Aufsatz „Dead Body Business“ zu. Ihr empirischer Gegenstand sind die Aborigines im australischen Northern Territory, aus deren Sprache auch der Begriff des *dead body business* entstammt und für alles steht, „was im Zusammenhang mit einem Todesfall steht“ (S. 168). Sie betrachtet dabei nicht nur die aktuellen Praktiken, sondern ebenso den historischen Wandel jenes Business durch den Zugriff des australischen Staates auf den Leichnam, wodurch der Begriff des Körper-Habens über seine individuelle Dimension hinausweist. Ähnlich wie der Aufsatz von Oelze oder Stascheit wirkt auch dieser ethnologische Beitrag, obwohl nicht uninteressant, deplatziert im Band.

Ein ähnliches Interesse wie das *dead body business* verfolgen auch Herbert Knoblauch (Professor für Soziologie) und Antje Kahl (Kulturwissenschaftlerin) in ihrem Aufsatz „Der gespaltene Leichnam“. Sie betrachten den Umgang mit dem Leichnam in der zeitgenössischen westlichen Gesellschaft und spezieller den Bereich der Obduktion, welche einerseits sozial verdrängt und negativ besetzt ist, andererseits aber medial vor allem in Serienformaten immer mehr an Präsenz und Popularität gewinnt. Sie zeigen, dass sich ein spezifisches Todeswissen und damit Todespraxis herausbildet und jenes Projekt des Körper-Habens auch über den Tod hinaus ausgedehnt wird. Durch eine Vorverfügung (letzter Wille) wird mit dem Tod das eigene Körperprojekt abgeschlossen.

Beendet wird der Band von Gesa Lindemann (Professorin für Soziologie) mit dem Aufsatz „Gesellschaftliche Grenzregime und soziale Differenzierung“. Ausgehend von der westlichen Spezifika, dass nur Menschen soziale Akteure sein können, zeichnet sie die Entstehungsgeschichte jenes Verständnisses auf und erläutert, wie dieses Grundbedingung der funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft ist – die Autorin bezieht sich dabei explizit auf Niklas Luhmann. Der Mensch ist nach Lindemann durch ein anthropologisches Quadrat gekennzeichnet, also in vierfacher Weise abgegrenzt. Zum einen durch das Lebendigsein bezogen auf die Erzeugung, also ab wann der sich im Mutterleib entwickelnde Organismus als Mensch angesehen wird, sowie ab wann der Mensch als nicht mehr lebendig, also tot gilt. Zum anderen durch die Abgrenzung zu Maschinen sowie zum Tier. Jene vier Grenzen des Menschen sind zwar ständig umkämpft, bilden aber dennoch ein Kontinuum, in welchem sich der Mensch befindet und aufgrund dessen ihm bestimmte (natürliche) Rechte zugeschrieben werden. Erst diese Konzeption ermöglicht eine funktionale Differenzierung der Gesellschaft. Die Verankerung in den natürlichen Rechten (Menschenrechte oder Grundrechte) macht es möglich, dass nicht der ganze Mensch in die jeweiligen Funktionssysteme integriert wird, sondern nur ein Teil dieses Menschen. Nie geht der Mensch vollkommen auf in einem gesellschaftlichen Teilsystem, sondern bleibt zugleich als Mensch erhalten und damit als mögliche_r Kommunikationspartner_in für andere gesellschaftliche Teilsysteme. Lindemann expliziert dies am Gegenbeispiel von Massenmorden – unter Bezugnahme auf Michael Mann (2007) –, welche sie dadurch erklärt, dass das politische System die Gesellschaft in solch einem Fall dominiert und die Menschen den Zwecken dieses Systems untergeordnet sind, was zu verheerenden Auswirkungen für die einzelnen Menschen führen kann. Zum Ende des Aufsatzes stellt die Autorin die Frage, ob sich solch eine Ausdehnung auch für andere gesellschaftliche Teilsysteme, allen voran des ökonomischen Systems, vorstellen lässt und ob dies zu ähnlichen Folgen führen könnte. In beeindruckender Weise bringt Gesa Lindemann den Menschen zurück in die luhmannsche Systemtheorie und zeigt zugleich das mögliche kritische Potential solch eines Ansatzes auf.

Schlussbetrachtungen

Der Band ist im Rahmen des Sonderforschungsbereichs „Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration“ entstanden, was die interdisziplinäre Ausrichtung des Buches erklärt. Dadurch, dass der in der Einleitung dargelegte theoretische Rahmen allerdings recht allgemein bleibt und für die einzelnen Aufsätze auch kaum eine Rolle spielt, wurde das Potential solch einer Herangehensweise verschenkt. Größtenteils werden hier eigene empirische Forschungsergebnisse präsentiert und Theorien eher als Hilfsmittel in Anspruch genommen. Dies mag teilweise auch durch die Kürze der Texte bedingt sein. Der Band umfasst gerade mal 240 Seiten, presst in diese aber zwölf Aufsätze, wobei teilweise noch mehrseitige Literaturlisten hinzukommen – negativ fällt dabei auf, dass immer wieder im Text zitierte Werke in den Literaturlisten fehlen –, so dass der reine Aufsatztext meist nur rund zehn Seiten beträgt. Diese Kürze wirkt sich auf die meisten Texte im Band eher negativ aus, da sie nicht erlaubt die jeweilige Thematik ausführlich zu diskutieren, so dass das Buch wohl hauptsächlich für Universitätsbibliotheken von Interesse ist.

Zusätzlich verwendete Literatur

Mann, Micheal (2007): Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung, Hamburger Edition, Hamburg.

Plessner, Helmut (1928): Die Stufen des Organischen und der Mensch. de Gruyter, Berlin.

Michael R. Müller, Hans-Georg Soeffner, Anne Sonnenmoser (Hg.) 2011:

Körper Haben. Die symbolische Formung der Person.

Velbrück Wissenschaft, Weilerswirt.

ISBN: 978-3-942393-08-9.

240 Seiten. 24,95 Euro.

Zitathinweis: Thomas Möller: Zwölf Perspektiven auf das Körper Sein und Haben. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1024>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung



Neue Gesellschaft für Bildende Kunst / AG 1-0-1 intersex (Hg.)

1-0-1 [one 'o one] intersex

Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung

„1-0-1 (one 'o one) intersex. Das Zwei-Geschlechtersystem als Menschenrechtsverletzung“ ist eine der besten deutschsprachigen Veröffentlichungen, die wissenschaftlich fundiert und politisch klar für die Rechte der Intersexen argumentiert.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Nach der Stellungnahme des Deutschen Ethikrates „Intersexualität“, die nicht einmal den basalen Forderungen der Intersex-Bewegung Rechnung trug, ist weiteres Streiten erforderlich, die geschlechtszuweisenden medizinischen Eingriffe im frühen Kindesalter zu beenden.

Das Buch „1-0-1 [one 'o one] intersex – Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung“ ist 2005 als Begleitband zu einer Ausstellung erschienen, es kann aber auch sehr gut für sich selbst bestehen. Aktuell ist es nur noch über Bibliotheken und den antiquarischen Buchhandel zu beziehen. Im Gegensatz zu zahlreichen aktuellen Artikeln in Zeitschriften ist bereits der Titel klar und umreißt knapp, worum es durch die Beiträge des Bandes hinweg geht: Das binäre Geschlechtersystem, für das paraphrasierend auf den Binär-Code 1-0 zurückgegriffen wird, verletzt die Rechte von denjenigen Menschen, die nicht in dieses System passen. Intersexen wird aktuell massiv und ganz konkret Gewalt angetan. Bei ihnen wird im frühen Kindesalter das Erscheinungsbild der Genitalien mittels medizinischer Interventionen an die gesellschaftliche Norm angeglichen. Ausgehend von Positionierungen von Intersex-Aktivist_innen zu diesen medizinischen Interventionen wird in den schriftlichen und bildlichen Beiträgen des Bandes herausgearbeitet, wie dieses Zwei-Geschlechter-System entstanden ist und wie es wirkmächtig wurde. Zugleich werden Alternativen umrissen und die Bedeutung der Kunst bei ihrer Entwicklung herausgestellt.

Aktuelle Anbindung: Zur Stellungnahme des Deutschen Ethikrates

Durch das politische Streiten der Intersex-Bewegung wurde erreicht, dass eine breite Öffentlichkeit auf die im frühen Kindesalter durchgeführten geschlechtszuweisenden „medizinischen“ Eingriffe aufmerksam wurde und dass sich nun auch die Bundesregierung damit befassen muss. 2011 überreichte eine Delegation des Vereins *Intersexuelle Menschen e.V.* dem UN-Ausschuss zur Überwachung des „internationalen Übereinkommens zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau“ den „Parallelbericht zum 5. Staatenbericht der Bundesrepublik Deutschland zum Übereinkommen gegen Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe (CAT)“. Der UN-Ausschuss forderte daraufhin die Bundesregierung der Bundesrepublik Deutschland auf, Schritte einzuleiten, um die Menschenrechte von Intersexen im Land zu wahren. Die Bundesregierung beauftragte den Deutschen Ethikrat mit einer Stellungnahme, die dieser Ende Februar 2012 vorlegte.

In der Stellungnahme „Intersexualität“ kommt der Deutsche Ethikrat zum Schluss, dass zahlreiche

der von den medizinischen Interventionen betroffenen Menschen „so geschädigt [sind], dass sie nicht in der Lage sind, einer normalen Erwerbstätigkeit nachzugehen“ oder sie sind gar „infolge der Eingriffe schwer behindert“ (Stellungnahme, S. 165). Diese Feststellung veranlasste den Deutschen Ethikrat aber nicht dazu, für ein juristisches Verbot der medizinischen Eingriffe einzutreten und damit der Kernforderung der Intersex-Bewegung nachzukommen. Stattdessen empfiehlt er lediglich eine bessere Einbeziehung der Eltern in die medizinische Entscheidung – insbesondere sollten sie umfassender aufgeklärt werden. Dass damit wie bisher über das Wohl und die Wünsche des jeweiligen Menschen hinweg entschieden wird und stattdessen Eltern und Mediziner_innen über die – im Übrigen medizinisch nicht notwendigen – Eingriffe diskutieren und diese durchsetzen, bleibt unbeachtet. In einer Gesellschaft, in der stets nur zwei Geschlechter zentral sind, werden sich Eltern schnell genötigt sehen, den von Mediziner_innen dargestellten medizinischen Maßnahmen zuzustimmen. Auch die weiteren Forderungen der Intersex-Bewegung wurden zwar vom Ethikrat teilweise diskutiert, allerdings gelangte dieser zu keinen greifbaren Entschlüssen. Das gilt gleichermaßen für Entschädigungsansprüche und die Forderung, die weitere gesellschaftliche Debatte über Intersex der medizinischen Oberhoheit zu entziehen; dem zuwider entschied sich der Ethikrat sogar, im medizinischen Teil der Stellungnahme allein die medizinische Sprache („Störung“, „Abweichung“) zu nutzen und nicht die von der Intersex-Bewegung geforderten, nicht abwertenden Begrifflichkeiten „geschlechtliche Varianz“ und „Variabilität“ heranzuziehen. Für eine ausgewogene ethische Stellungnahme wäre es schon auf sprachlicher Ebene nötig gewesen, beiden Positionen gleichermaßen Rechnung zu tragen. Die Stellungnahme erweist sich durchweg als parteiisch, was auch nicht durch die einzige greifbare Aussage des Deutschen Ethikrates, rechtlich eine dritte Geschlechtskategorie im Personenstandsrecht vorzusehen, übersehen werden sollte.

Problem einer solchen „ethischen“ Stellungnahme ist es, dass sie oft populär als weithin informiert und ausgewogen wahrgenommen wird. Sie erscheint als „Schlusspunkt“ der Debatte. Aber: Ausgewogen ist die Stellungnahme nicht – sie ist parteiisch. Und es ist weiteres Streiten notwendig, um die Menschenrechtsverletzungen gegen Intersexe zu beenden. Für das politische Streiten kann mensch sich mit dem hier vorliegenden Band hervorragend informieren.

Weg von Vereinnahmung und Voyeurismus – hin zu politischem Streiten

Auch emanzipatorisch Streitende und Beiträge aus der Geschlechterforschung ziehen oftmals Intersex nur als exemplarisches Beispiel für eigene Theorien heran. Ein solches Problem könnte bei einer Kunst-Ausstellung und ihrem Begleitband noch deutlicher werden, gerade wenn Stereotype mit emanzipatorischen Sichtweisen konfrontiert werden sollen. Aber bereits hier zeigt sich die kritische Positionierung und weitreichende Reflexion des vorliegenden Bandes. So werden einerseits explizit und deutlich die Forderungen der Intersex-Bewegung vorgestellt. Es sind im Band die Beiträge und Forderungen einiger sich engagierender Intersexe zentral. Die übrigen Beiträge gruppieren sich um diese herum und greifen einzelne Facetten wie das Werden der medizinischen Behandlungspraxis auf. Neben diesem ganz praktischen Vorgehen arbeiten die Macher_innen ihre Positionierung gegen die Vereinnahmung der Intersexe pointiert in der Einleitung auf:

„1-0-1 intersex ist keine Ausstellung über Intersexualität und auch nicht über Zwitter / Hermaphroditen. Intersexuelle Menschen wehren sich zu Recht dagegen, zum „Objekt“ gemacht zu werden, sei es von medizinischer Seite oder von den Medien oder auch von engagierten Kritiker_innen der rigiden Geschlechterordnung. Dagegen ist 1-0-1 intersex eine Ausstellung über den gesellschaftlichen Umgang mit Intersexualität.“ (S. 9)

Gleichzeitig wird im Band exemplarisch für medizinische Arbeiten herausgearbeitet, wie dort Menschen mit „uneindeutigem Geschlecht“ zu Objekten gemacht wurden. Abbildungen, zu denen Menschen von Mediziner_innen nicht selten genötigt wurden, bilden einen zentralen Bestandteil

medizinischer Kasuistiken (Fallsammlungen). In ihnen ist der auf den Bildern festgehaltene Mensch das Anschauungsobjekt für die Theorien der Medizin. Katharina Sykora zeigt das in dem Beitrag „Umkleidekabinen des Geschlechts“ exemplarisch für den Mediziner Magnus Hirschfeld. Gleichzeitig wird Hirschfeld an anderer Stelle des Bandes gewürdigt, gerade daher, weil er in seiner medizinischen Behandlung der Menschen – auch von Intersexen (beziehungsweise Hermaphroditen; ein anderer zeitgenössischer Begriff für Menschen „uneindeutigen Geschlechts“) – deren Wünsche zentral setzte und nicht etwa seine Behandlungsvorstellungen umsetzte (dies im Gegensatz zur heutigen Behandlung von Intersexen, bei der ein vermeintlich objektives Behandlungsrepertoire abgespielt wird und Eltern mit vermeintlichen Tatsachen konfrontiert werden). Diese Würdigung Hirschfelds ist auch daher wichtig, weil er, von den Nazis verfolgt, emigrieren musste und das von ihm geleitete Institut für Sexualwissenschaft von den Nazis zerstört wurde. Entsprechend hält Rainer Herrn in seinem Beitrag im Band fest:

„Die Besonderheit der Hirschfeldschen Begutachtung der Hermaphroditen besteht von Beginn an darin, dass er der individuell empfundenen Geschlechtszugehörigkeit immer den Vorrang gibt. Nicht das objektiv diagnostizierbare, sondern das subjektiv empfundene Geschlecht sei das ‚wahre‘.“ (S. 59)

Gesellschaftliche Norm und Medizinisierung des Geschlechts

„Eine Menge medizinischer Aktivität erweckt den Eindruck, dass Intersexualität etwas ganz schreckliches ist. So entsetzlich, dass Paare vor einer Schwangerschaft gewarnt werden, die potentiell eine Intersexform vererben könnten. Dermaßen furchtbar, dass zur Abtreibung eines intersexuellen Fötus geraten wird, da es sich hierbei angeblich um lebensunwertes Leben handelt. Wenn das stimmt, dann steht vor ihnen eine, die ein lebensunwertes Leben führt [...].“ (S. 20)

Mit diesen Worten, die in einem ausführlichen Beitrag im Band abgedruckt sind, trug Barbara Jane Thomas im Jahr 2004 zum Symposium „Intersexualität bei Kindern“ an der Universität Halle-Wittenberg bei. Prägnant arbeitet Thomas den medizinisierenden und normalisierenden Blick heraus, der bestimmte Kombinationen von physischen Merkmalen zu tilgen sucht. Medizin erweist sich dabei als Bestandteil einer gesellschaftlichen Norm, die in der europäischen Entwicklung auf die Auslöschung von Varianzen und Variabilität zielte. Für Geschlecht bedeutete dies – und bedeutet es noch immer –, dass ein Mensch entweder „weiblich“ oder „männlich“ sein muss. Neben sozialen Kennzeichen, die die eindeutige geschlechtliche Charakterisierung der Menschen weitgehend widerspruchsfrei ermöglichen sollen, etablierte sich seit der europäischen Moderne dominant eine biologisch-medizinische geschlechtliche Einordnung der Menschen. Ausgehend von Menschen, die nicht als eindeutig „weiblich“ oder „männlich“ eingeordnet werden konnten, wurden in physischen und physiologischen Merkmalen nach möglichst widerspruchsfreien Hinweisen auf das „klare“ und „wahre Geschlecht“ der Menschen gesucht. Von Menschen nicht „klar“ einzuordnenden Geschlechts ausgehend, versicherten sich Biologie und Medizin davon, was eigentlich „eindeutig weiblich“ und „eindeutig männlich“ wäre. Das geschah über Beschreibungen und über den bewussten Einsatz von Fotografien. Kathrin Peters hat in dem Buch „Rätselbilder des Geschlechts“ plastisch herausgearbeitet, wie Künstler_innen und Mediziner_innen ihre Fotografien und Beschreibungen dieser eindeutigen Geschlechter zudem daran orientierten, was sie persönlich als „schön“, als „vollkommen weiblich“ und „vollkommen männlich“ betrachteten.

Von Betrachtungen des „Schönen“ versus des „Unschönen“, des „Klaren und Wahren“ versus des „Widersprüchlichen“ gelangte man in der europäischen Moderne zur Norm und den gesellschaftlichen Mitteln ihrer Durchsetzung. In der Moderne waren dabei zunächst die Ermordung und Verurteilung von Menschen wesentliches Mittel zur Durchsetzung von Norm, wie sich – mit Bedeutung für Geschlecht – exemplarisch mit der Hexenverfolgung, der Verfolgung von Sodomie beziehungsweise später explizit Homosexualität (vgl. Thomas Bauer „Die Kultur der Ambiguität“) und den historisch singulären Massenermordungen durch die Nazis zeigt. Gab es

zunächst – bis in die beginnenden 1930er Jahre – in größerem Maßstab auch biologische und medizinische Theorien (und daraus abgeleitete Behandlungen), die durchaus Pluralität und Widersprüchlichkeit von Geschlecht zuließen, wie exemplarisch mit dem kurzen Verweis auf Magnus Hirschfeld deutlich wurde (vgl. die Beiträge von Rainer Herr, Kerstin Palm und Fabian Krämer im Band), so setzten sich im Zuge der Nazi-Zeit dominant die Sichtweisen durch, die auf biologischer und medizinischer Ebene einen ausschließlichen und binären Geschlechtsgegensatz postulierten (vgl. für erste Ansätze zu dieser Einordnung: Helga Satzinger „Differenz und Vererbung“ und Heinz-Jürgen Voß „Geschlecht“).

Auf der Basis vermeintlich klarer und widerspruchsfreier binärer Geschlechtsunterscheidung und medizintechnischer Neuerungen konnte sich das aktuelle medizinische Behandlungsprogramm etablieren. Seit den 1950er Jahren wird so die gesellschaftliche geschlechtliche Norm regulär in die Menschen eingeschnitten, die nicht eindeutig in die Norm passen – Ulrike Klöppel führt dies im Band aus und Ins A Kromminga hält zur aktuellen Praxis fest:

„Da sind jene, die eigentlich fast zu 100% als Frauen und Männer durchgehen könnten. Und da sind solche, die aufgrund ihrer offensichtlichen Abweichung von der Norm früher oder später so stark auffallen, dass sie sich kaum vor der Fürsorge der Medizin retten können. Oft beginnt das gleich nach der Geburt. Niemand warnt die Eltern vor dem Wahnsinn der irreparablen Eingriffe an Babygenitalien.“ (S. 27)

Eingängig und mit postkolonialer Perspektive ist zu dem westlichen Einschneiden von Geschlecht auch der Beitrag von Carsten Balzer im Band lesenswert – „Marlon, die zwei Kulturen, die zwei Geschlechter und das chirurgische Messer“. Marlon ist nordamerikanischer Ureinwohner und Junge – und von der vom US-amerikanischen Kongress verfolgten Zwangsintegration indianischer Kinder in Mittelklassefamilien der Dominanzkultur betroffen. In der Dominanzkultur ist sein Geschlecht auf einmal nicht mehr klar.

Intersex – und Queer?

Politisches Streiten ist wichtig und letztlich führte das Streiten der Intersex-Bewegung dazu, dass sich der UN-Ausschuss, die Bundesregierung und der Bundestag mit Intersex / Intersexualität befassen mussten. Und es wird auf das weitere Streiten ankommen, damit tatsächlich ein Ende der aktuellen medizinischen Behandlungspraxis erreicht werden kann. Hierfür ist die Frage der Koalitionen wichtig. Wie können Intersexuelle in ihrem Kampf unterstützt werden, ohne dass sie vereinnahmt werden oder die Forderungen gleich mitbestimmt werden sollen?

Da es um Normalisierungsstrategien geht, sollten sich in den emanzipatorischen Kämpfen von Frauen, Lesben, Schwulen, Trans*-People und Queers möglicherweise gemeinsame Interessen finden lassen. Nanna Lüth stellt im Band fest:

„Die ‚erschreckende‘ Vorstellung zukünftiger abweichender Sexualitäten stellt eine Folie dar, vor der die Tabuisierung der Geschlechtervarianz bei Neugeborenen und die erheblichen Normalisierungsversuche durch KinderärztInnen leicht nachvollzogen werden kann. Die Amerikanistin Gabriele Dietze fasst diese Furcht vor Abweichung so zusammen: ‚Homosexualitätsabwehr ist sicherlich ein zentrales Motiv in der Behandlung von Intersexualität.‘“ (S. 33)

Das Interesse, Homosexualität abzuwehren, war in den Begründungen für das seit den 1950er Jahren Verbreitung findende Behandlungsprogramm bedeutsam.

In diesem Sinne könnte es gemeinsame Interessen geben. In der Vergangenheit zeigte sich aber oft, dass die Belange von Intersexuellen in den anderen emanzipatorischen Kontexten nicht aufgegriffen wurden oder nur als Alibi für die Pluralität einer emanzipatorischen Bewegung herzuhalten hatten.

Die Interessen der Intersexe wurden nicht ernsthaft unterstützt – und daher ist es fraglich, ob und wie solche Koalitionen dem Ziel der Intersex-Bewegung weiterhelfen. Ins A Kromminga erörtert im Band die Koalitionsmöglichkeiten wie folgt:

„Ein weiterer Einwand ist, dass eine Eingliederung von Intersex in das LGBTQ-Spektrum [LGBTQ: Lesbians, Gays, Bis, Trans-People, Queers, Anm. HV] noch nicht garantiert, dass die besonderen Probleme Intersexueller auch thematisiert und Räume sowie Ressourcen für Hermaphroditen geschaffen werden. Insbesondere die grundsätzlichen Fragen der Menschenrechte bezüglich körperlicher Unversehrtheit und Selbstbestimmung könnten in den allgemeineren Forderungen der LGBTQ-AktivistInnen zu Antidiskriminierung und Homo-Ehe eher untergehen.*

Natürlich gibt es auch Gemeinsamkeiten: Die Operationen an Zwittern sind auch aus einer Homophobie heraus motiviert, deren Ziel es ist, einen Menschen mit Genitalien auszustatten, die einen heterosexuellen Geschlechtsverkehr ermöglichen sollen. Die Geschichte der Pathologisierung von Homosexualität ist der von Zwittern ähnlich, es gibt auch einige Überschneidungen; und noch heute gelten Transgender als ‚psychisch krank‘.

Solange die gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen unterstellen, dass Heterosexualität und ein binäres Geschlechtersystem Normalität und Gesundheit bedeuten, solange wird diese Gesellschaft normieren. Die Naturwissenschaften spielen hier eine wichtige Rolle. Die immer differenziertere Beforschung der ‚Abweichungen‘ führt meiner Meinung nach nicht zu einem größeren Verständnis und Akzeptanz, sondern zu sogenannter ‚Heilung‘, die Assimilierung bedeutet, oder auch zur pränatalen "Vermeidung". Allein aus diesem Grund wäre eine gemeinsame Politik – zumindest an diesen Schnittstellen – von Homo/Queer/Trans/Inter und weiteren marginalisierten Gruppen wünschenswert und notwendig.“ (S. 114f)

Fazit

„1-0-1 [one 'o one] intersex“ ist einer der zentralen Bände, um einen Zugang zur gesellschaftlichen Debatte um Intersex / Intersexualität zu finden. Es wird deutlich, dass und wie gegen die geschlechtszuweisenden medizinischen Interventionen gestritten werden muss. Die Lektüre des Bandes ist sehr zu empfehlen und es wäre wünschenswert, dass er bald in eine zweite Auflage geht! Ergänzend sei auch auf die Homepage www.101intersex.de verwiesen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Peters, Kathrin (2011): Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900. Diaphenes Verlag, Zürich.

Bauer, Thomas (2011): Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams. Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag, Berlin.

Satinger, Helga (2009): Differenz und Vererbung. Geschlechterordnungen in der Genetik und Hormonforschung 1890-1950. Böhlau Verlag, Köln.

Voß, Heinz-Jürgen (2011): Geschlecht. Wider die Natürlichkeit. Schmetterling Verlag, Stuttgart.

Neue Gesellschaft für Bildende Kunst / AG 1-0-1 intersex (Hg.) 2005:

1-0-1 [one'o one] intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung. NGBK, Berlin.

ISBN: 978-3926796950.

192 Seiten.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1019>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Mit Verstand gegen neoliberale Ideologie



Ha-Joon Chang

23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen

Ha-Joon Chang zeigt mit seiner gelungenen Kritik des Neoliberalismus, wie recht die Linke hat, ohne selbst ein Linker zu sein.

Rezensiert von [Patrick Schreiner](#)

Manchmal ergeben sich Situationen, in denen man Bücher kauft und liest, die man eigentlich nicht kaufen und nicht lesen würde. So beispielsweise, wenn man in einer Kleinstadt in der norddeutschen Provinz feststellen muss, dass man seine für mehrere Tage eingeplante Lektüre einzupacken vergessen hat. Wenn dann der örtliche Buchladen politische Literatur nur sehr eingeschränkt und Angebote guter Verlage überhaupt nicht zu bieten hat, so ist man gezwungen, zum Untypischen zu greifen. Umso schöner ist es schließlich, wenn man seine Vorurteile gegenüber bestimmten Verlagen und gegenüber reißerischen Buchtiteln widerlegt sieht. Genau das ist bei dem hier zu besprechenden Buch der Fall: Was der Goldmann Verlag veröffentlicht hat, ist eine rundum gelungene und gut lesbare Kritik neoliberaler Ideologien – aus einer interessanten Perspektive geschrieben von Ha-Joon Chang, einem südkoreanischen Wirtschaftswissenschaftler, der in Cambridge (England) lehrt.

Das Buch ist in 23 Kapitel gegliedert. Jedes Kapitel widmet sich einem spezifischen Sachverhalt, der im neoliberal geprägten öffentlichen Diskurs als unhinterfragt hingenommen wird – und den es doch kritisch zu hinterfragen gilt. Es würde zu weit führen, hier die Aussagen aller 23 Kapitel genauer zu erläutern. Sie lassen sich allerdings gut zusammenfassen, indem man sie in thematische Gruppen gliedert:

- Chang zeigt auf, was Kapitalismus überhaupt ist (etwa Kapitel 1, 5, 19). Dabei räumt er mit zahlreichen (positiven) Vorurteilen auf, ohne aber eine grundsätzlich antikapitalistische Position im engeren Sinne einzunehmen.
- Chang widerlegt den Mythos, dass freie Märkte vorzuziehen oder überhaupt auch nur möglich sind – und auf der anderen Seite widerlegt er zugleich den Mythos, dass ein starker Sozialstaat oder die umfangreiche staatliche Regulierung der Märkte schädlich seien (etwa Kapitel 1, 2, 6, 13, 16, 20, 21, 22). Er hebt dabei wiederholt auf den Gegensatz von einzelbetrieblicher Logik und gesamtgesellschaftlicher Logik ab. Was für ein Unternehmen gut ist, ist noch lange nicht für die gesamte Volkswirtschaft gut. Erfreulicherweise bleibt Chang bei seinen Ausführungen zum Verhältnis von Markt und Staat nicht bei allgemeinen Schematisierungen stehen. Er geht vielmehr auch auf philosophische Fragen ein, etwa das neoliberale Menschenbild betreffend, das faktisch die Grundlage entsprechender politischer Diskurse bildet, ohne aber tatsächlich thematisiert und hinterfragt zu werden.
- Chang ist Entwicklungsökonom, folglich bilden auch entwicklungsökonomische und -politische Ausführungen einen gewissen Schwerpunkt (etwa Kapitel 3, 7, 11, 12, 15). Wer die Politik vom Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank der vergangenen Jahrzehnte verfolgt,

wird zweierlei feststellen: Erstens, Entwicklung sollte durch die brutale Öffnung der betreffenden Volkswirtschaften – Stichwort Liberalisierung und Privatisierung – sowie durch eine ebenso radikale Rückführung staatlicher Aktivitäten erfolgen. Zweitens, diese Konzepte sind gescheitert. Chang macht an verschiedenen Stellen überzeugend deutlich, dass die heute als Beispiele gelungener wirtschaftlicher Entwicklung bekannten Länder erfolgreich waren, weil dort der Staat eine zentrale wirtschaftliche Rolle einnahm oder noch immer einnimmt. Nicht zuletzt auf Changs eigenes Herkunftsland Südkorea verweist er in diesem Zusammenhang mehrfach. Wirtschaftslenkung, und nicht Liberalisierung, war dort, wie auch anderswo, das Erfolgsrezept.

- Schließlich greift Chang auch wiederholt Themen auf, die je für sich stehen und sich nur indirekt einem größeren Themenkomplex zuordnen lassen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa das Thema Bildungspolitik (Kapitel 17). Changs Ausführungen hierzu widersprechen fundamental dem, was seit einigen Jahren von links bis rechts bildungspolitisch angestrebt wird. Er zeigt nämlich, dass ein höherer Bildungsgrad in einer Gesellschaft keineswegs zu mehr wirtschaftlichem Erfolg führt. Es gibt keine Studie, die einen positiven Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und etwa Wirtschaftswachstum empirisch nachweisen konnte. Damit spricht Chang einer guten Bildungspolitik nicht Sinn und Zweck ab, wohl aber mahnt er zu einer realistischeren Betrachtung und einer Abkehr von fetischisierten Kennzahlen wie etwa der AkademikerInnen-Quote.

Changs Buch ist dreierlei: Es ist erstens und vor allem eine Kritik westlich-neoliberalen Denkens aus der Perspektive eines in Südkorea aufgewachsenen und in die USA übergesiedelten Ökonomen mit dem Schwerpunkt Entwicklungsökonomie. Es ist zweitens eine kluge Zusammenfassung kritischen Denkens, in der wieder und wieder die Bedeutung der Regulierung von Märkten, der staatlichen Steuerung der Wirtschaft sowie der Steuerung volkswirtschaftlicher Nachfrage thematisiert wird. Ein Denken übrigens, das weniger auf linken Überzeugungen als vielmehr auf gesundem Menschenverstand beruht – und gerade daher zu ähnlichen Ergebnissen kommt. Drittens ist Changs Buch schließlich eine nicht minder kluge Analyse der Ursachen, die zur aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise geführt haben.

Nun wird man zugegebenermaßen einräumen müssen, dass mit der aktuellen Wirtschafts- und Finanzkrise die Kritik an Neoliberalismus und Kapitalismus durchaus eine gewisse Verbreitung gefunden hat – auch über linke Kreise hinaus. Und doch ist vieles, was sich auf dem Buch- und vor allem dem Zeitschriftenmarkt findet, entweder für Laien kaum verständlich oder inhaltlich deutlich unterkomplex. Chang gelingt diesbezüglich die Quadratur des Kreises: Seine Ausführungen sind gut lesbar, nicht zuletzt aufgrund der Einteilung in 23 in sich geschlossene Argumentationen. Zahlreiche klug gewählte Beispiele und Analogien erleichtern das Verständnis. Inhalte reduziert er auf das Wesentliche; der Komplexität des Gegenstands wird er dennoch gerecht: Er flechtet in seine Ausführungen Anmerkungen zu zahlreichen empirischen Studien und theoretischen Ansätzen ein. Er betrachtet über westliche Staaten hinaus auch die jüngere Wirtschaftsgeschichte insbesondere asiatischer und afrikanischer Staaten. Und wo nötig, stellt er in seinen wirtschaftshistorischen Ausführungen auch Entwicklungen zurückliegender Jahrhunderte dar.

Was Chang vorgelegt hat, ist fundierte populärwissenschaftliche Ökonomik im besten Sinne. Ein Kritikpunkt allerdings bleibt durchaus, der gewisse Vorurteile gegenüber manchem Verlag leider auch wieder bestätigt: Buchtitel und Inhaltsverzeichnis sind insofern verwirrend, als sie die Struktur von Changs englischsprachigem Original genau umkehren. Mag sein, dass dies verkaufssteigernd ist, inhaltlich verfälscht es aber den Inhalt des Buches. Der eigentliche und angemessene Titel lautete im Englischen „23 Things they don't tell you about capitalism“. Und genau das macht Chang, wie auch das Inhaltsverzeichnis zeigt: Er benennt „Dinge, die sie uns über den Kapitalismus nicht sagen“. Etwa, dass die „Waschmaschine (...) revolutionärer als das Internet“ war (Kapitel 4). Die im Inhaltsverzeichnis aufgeführten Aussagen sind tatsächlich auch jene, die Chang belegt – es sind eben gerade nicht jene „Lügen“, von denen die deutsche Übersetzung im Titel spricht. „Lügen“ widerlegt Chang zwar durchaus, aber nur in zweiter Linie. In erster Linie belegt er eigene neoliberalismus-kritische Aussagen. Das wird aber erst feststellen, wer das Buch

tatsächlich liest. Abschrecken lassen sollte man sich von dieser seltsamen und verwirrenden Verkaufsstrategie des Verlages jedenfalls nicht.

Ha-Joon Chang 2010:

23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen.

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

ISBN: 978-3-570-10060-8.

384 Seiten. 14,99 Euro.

Zitathinweis: Patrick Schreiner: Mit Verstand gegen neoliberale Ideologie. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1017>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Transparentissimo – oder: Wenn Philosophen die Erotik des Feudalismus entdecken!



Byung-Chul Han
Transparenzgesellschaft

Mit seinen apodiktischen Thesen verbaut sich Han jede Möglichkeit einer fundierten und abwägenden Kritik am Konzept der „Transparenzgesellschaft“.

Rezensiert von [Philippe Kellermann](#)

Vorab: Allem Anschein nach habe ich in der letzten Zeit einiges verpasst, denn irgendwie scheint es gegenwärtig Mode zu sein, radikal und kritisch wirkende Texte zu verfassen, die seltsam gezwungen angedackelt kommen und sich vor allem dadurch auszeichnen, dass in ihnen kaum wirklich argumentiert, sondern eher auf nietzscheanische Überwältigung des/der Lesenden gesetzt wird. Dass man in Ehrfurcht vor den aneinandergereihten apodiktischen Aussagen erstarrt, mag sich möglicherweise auch der Philosophieprofessor Byung-Chul Han wünschen, schließlich hat er es mit der Transparenz nicht so und vielleicht ist das Einfordern eines nachvollziehbar entfalteten und begründeten Gedankens für ihn schon Teil jener brutalen „Transparenzgesellschaft“ – jener „Hölle des Gleichen“ (S. 6; Hervorhebung im Original) – die das Thema seines Essays bildet.

Der Horror der Transparenz

Wie es sich gehört, gibt sich ein Philosoph mit nichts Geringem ab: „Kein anderes Schlagwort beherrscht heute den öffentlichen Diskurs so sehr wie die Transparenz.“ (S. 5) Wir haben es aber anscheinend nicht nur mit einem Schlagwort zu tun, sondern wir leben bereits in einem „ganz neuartigen, *aperspektivischen*“ Panoptikum (S. 74; Hervorhebung im Original), in dem es keine Hierarchien gibt – „kein zentrales Auge, keine zentrale Subjektivität oder Souveränität“ (S. 76) – und in dem anscheinend jede/r „von allen Seiten, von überall her, ja von jedem ausgeleuchtet werden kann“ (S. 75). Eine merkwürdige Realitätswahrnehmung, die alles in einem entdifferenzierten Brei untergehen lässt: wo die faktische Durchleuchtung von Hartz 4-BezieherInnen auf gleicher Stufe angesiedelt ist, wie die Forderung nach einer Offenlegung von Managergehältern. Im Zweifelsfall scheint sich Han aber immer auf die Seite der Oberen zu schlagen. So polemisiert er gegen die Gedanken eines gewissen David Brin:

„Jeder asymmetrische Informationsfluss, der ein Macht- und Herrschaftsverhältnis hervorbringt, soll [nach Brin; P.K.] eliminiert werden. Gefordert wird also eine reziproke Ausleuchtung. Nicht nur das Unten wird durch das Oben, sondern auch das Oben durch das Unten überwacht. Jeder liefert jeden der Sichtbarkeit und Kontrolle aus, und zwar bis in die Privatsphäre hinein. Diese Totalüberwachung degradiert die ‚Transparent Society‘ zu einer inhumanen Kontrollgesellschaft. Jeder kontrolliert jeden.“ (S. 77)

Wie frech, dass „auch das Oben durch das Unten“ überwacht werden soll! Nichtsdestotrotz ist das Problem, das Han hier am Wickel hat, grundsätzlich nicht von der Hand zu weisen. Wenn man Foucaults „Überwachen und Strafen“ im Hinterkopf hat, kann eine folgende Ausführung durchaus beunruhigen:

„Wir wollen eine Gesellschaft haben, wo kein auferlegter Zwang vorhanden ist, sondern wo der unentbehrliche Zwang von selbst, von innen heraus aus dem Menschen kommt. Wenn man sagt, die anarchistische Gesellschaft sei eine Gesellschaft ohne jeglichen Zwang, so ist damit noch nicht gesagt, was hinter dem Negativen und Positiven steht; ohne jegliche Herrschaft geht es gar nicht; nur muss die Herrschaft des Geistigen, des Inneren, an die Stelle des Reglementierens treten.“ (Landauer 1909, S. 163f)

Allerdings war Landauer, als intensiver Leser Stirners – und damit dessen scharfer Kritik an allen Formen verinnerlichter Herrschaft – diese Problematik nicht unbekannt. Und man kann in diesem Zusammenhang daran erinnern: Dass gerade in der anarchistischen Kritik – mit ihrem Fokus auf die Freiheit des/der Einzelnen – immer wieder auch verschiedene Formen der Kontrollgesellschaften thematisiert und zurückgewiesen wurden. So betonte beispielsweise einmal Erich Mühsam in einer Polemik gegen den Philister, dem er genau eine solche Überwachungsmentalität vorwarf:

„Das Kriterium der Philistrosität ist nämlich nicht die größtmögliche Anpassung an die Gepflogenheiten der Mehrzahl, sondern die eifersüchtige Bewachung des Nebenmenschen, ob er nicht etwa die Grenzen des Philisterhorizonts überschreitet.“ (Mühsam o.J.: S. 93)

Ästhetisierendes Verklären der Macht

Byung-Chul Han aber argumentiert in eine andere Richtung: Nicht eine kritische Selbstreflexion der Revolte auf deren immanent latente Gefahren scheint seine Sache zu sein, sondern die Affirmation einer Art geheimnisvollen Macht. „Die Transparenz und die Macht“, so heißt es,

„vertragen sich schlecht. Die Macht verhüllt sich gerne ins Geheimnis. Die Arkan-Praxis ist eine der Techniken der Macht. Die Transparenz baut die Arkansphäre der Macht ab. Die gegenseitige Transparenz kann aber allein durch permanente Überwachung erreicht werden, die eine immer exzessivere Form annimmt. Das ist die Logik der Überwachungsgesellschaft. Außerdem vernichtet die totale Kontrolle die Handlungsfreiheit und führt letzten Endes zu einer Gleichschaltung. Das Vertrauen, das freie Handlungsspielräume hervorbringt, kann nicht einfach durch die Kontrolle ersetzt werden: ‚Die Menschen müssen ihrem Herrscher glauben und vertrauen; mit ihrem Vertrauen gewähren sie ihm eine gewisse Handlungsfreiheit und verzichten auf eine ständige Prüfung und Überwachung. Ohne solche Autonomie könnte er tatsächlich keinen Schritt tun.‘ [R. Sennett]“ (S. 78).

Der junge Engels hatte mal erklärt, dass er „blos von dem Fürsten etwas Gutes“ erwarte, „dem die Ohrfeigen seines Volks um den Kopf schwirren, und dessen Pallastfenster von den Steinwürfen der Revolution zerschmettert werden“. Ein solches Szenario aber wäre für Han wohl nicht positiver Ausdruck eines radikalen Demokratieverständnisses, das „dauernd in die Schule des Herrschaftsverdachts geht“ – wie Wolf-Dieter Narr und Richard Stöss mit Blick auf Johannes Agnoli ausführten (Narr/Stöss 2007: S. 836) –, sondern eher ein solcher Horror, dass er lieber gleich in den feudal geprägten Verhältnissen zurück möchte. Denn:

„Die Welt des 18. Jahrhunderts war noch ein Theater. Sie war voller Szenen, Masken und Figuren. (...) Menschen waren regelrecht verliebt in Szenen (...). Haartrachten der Damen (...) wurden zu Szenen gestaltet (...). Zur Darstellung von Szenen wurden auch Porzellanfiguren ins Haar eingeflochten.“ (S. 70f; Hervorhebung im Original)

Putzig, wie nett das alles damals war, nur das sich hier hinter „Menschen“ und „Damen“ eine

verschwindend kleine Oberschicht verbirgt. Aber die ärmliche Frau, die dann im 18. Jahrhundert 14-16 Stunden in die Fabrik gehen musste, gehört dann wohl eher zu den, die Transparenz einfordern den ProfaschistInnen im Gewand Rousseaus.

Auch die Sache mit der Gleichheit bekommt ihr Fett weg:

„Die Transparenz ist ein Zustand der Symmetrie. So ist die Transparenzgesellschaft bestrebt, alle asymmetrischen Beziehungen zu beseitigen. Zu ihnen gehört auch die Macht. Die Macht an sich ist nicht diabolisch. Sie ist in vielen Fällen produktiv und hervorbringend. Sie generiert einen Frei- und Spielraum zur politischen Gestaltung der Gesellschaft. Die Macht ist im hohen Maße auch an der Produktion von Lust beteiligt.“ (S. 31; Hervorhebung im Original)

Schön, wie aus einer kritischen Theorie, die sie bei Foucault noch im Großen und Ganzen war, nun ein die Herrschaft affirmierendes Denken hervorgeht. Nicht zuletzt, weil sie Politik nach dem Muster der Erotik analysieren zu können meint. Im Alltag jedoch sind solche Verhältnisse dann doch oft weniger prosaisch und da erscheint es verhältnismäßig wenig von Bedeutung, dass es „keine Erotik der Transparenz“ geben mag (S. 43).

Das Ärgernis der Unbestimmtheit

So wichtig die eigentlich von Han behandelte Frage nach den Gefahren von Transparenz ist, so verbaut er sich nicht zuletzt mit einer apodiktischen Aussage nicht nur jede nuancierte Behandlung dieser Gefahren, sondern macht auch jede emanzipatorische Antwort unmöglich. Denn: „Wer die Transparenz heute allein auf Korruption und Informationsfreiheit bezieht [fordert?; P.K.], verkennt ihre Tragweite. [Dynamik?; P.K.] Die Transparenz ist ein *systemischer* Zwang [wodurch?; P.K.], der alle gesellschaftlichen Vorgänge erfasst und sie einer tiefgreifenden Veränderung unterwirft.“ (S. 6; Hervorhebung im Original) Was heißt das? Lasst die Mächtigen in ihrer Dunkelheit und Abgeschiedenheit gewähren, andernfalls kann uns nur ein transparenter Gulag drohen?

Umso merkwürdiger, dass Han seine Ausführungen auch als antikapitalistisch und emanzipatorisch zu verstehen scheint, erklärt er doch: „Der Transparenzzwang stabilisiert das vorhandene System sehr effektiv. (...) Ihr wohnt nicht jene Negativität inne, die das vorhandene politisch-ökonomische System radikal in Frage stellen könnte.“ (S. 16) Han lässt einen ein wenig ratlos zurück, denn: Was will er uns eigentlich mitteilen?

Zusätzlich verwendete Literatur

Gustav Landauer 1909: Sozialismus und Bürgertum, in: ders. Antipolitik. Ausgewählte Schriften. Band 3.1. Lich: Edition AV, 2010. S. 157-165.

Erich Mühsam o.J.: Bohème, in: ders. Trotz allem Mensch sein. Gedichte und Aufsätze. Stuttgart: Reclam Verlag, 2003. S. 93-99.

Wolf-Dieter Narr, Richard Stöss 2007: Johannes Agnolis „Transformation der Demokratie“. Ein Beitrag zur gesellschaftskritischen Politikanalyse, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen. Heft 4 (2007). S. 828-841.

Byung-Chul Han 2012:
Transparenzgesellschaft.
Matthes & Seitz, Berlin.
ISBN: 978-3-88221-595-3.
96 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Transparentissimo – oder: Wenn Philosophen die Erotik des Feudalismus entdecken! Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1023>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

„Wir“ und „ihr“



Inan Türkmen Wir kommen

Inan Türkmen hat mit „Wir kommen“ einen veritablen Medienhype um das Thema TürkInnen in Österreich und Deutschland ausgelöst. Doch nach der Lektüre des Buches bleibt dieser Hype eher ein Rätsel.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Der 25-jährige BWL-Student Inan Türkmen wurde in Österreich quasi über Nacht ein Medienstar. Sei es einer guten PR-Arbeit des Verlags geschuldet oder dem Bedürfnis der Medien, einen jungen, gut aussehenden Migranten, „der es geschafft hat“, einer von Vorurteilen nur so triefenden und von RechtspopulistInnen angestachelten Öffentlichkeit zu präsentieren. Türkmen und sein Buch „Wir kommen“ war einige Wochen lang überall – Fernsehen, Radio, Zeitung, Internet. JournalistInnen reichten den jungen Mann herum, sprachen von einem türkischen „Anti-Sarrazin“, einem „neuen Popstar des Multikulti“ und bedienten sich Neologismen wie „Wuttürke“. Ein derartiger medialer Hype macht neugierig, was das Buch inhaltlich zu bieten hat.

Berlin

Türkmen beginnt im ersten Kapitel zu erklären, warum er dieses Buch geschrieben hat. Ausschlaggebend war ein Vorfall in Berlin, wo er – nicht zum ersten Mal – rassistisch angepöbelt wurde. Nun wollte er aber seine verständliche Wut und Frustration in produktivere Kanäle lenken als sich – wie in seinen jungen Jahren – mit derartigen RassistInnen auf eine Schlägerei einzulassen. Deshalb begann er unter dem Titel „Wir kommen“ seine Gedanken, die ihm nach dem rassistischen Übergriff durch den Kopf gingen, niederzuschreiben.

Was gut klingt, entwickelt sich bald zu einem Essay, in dem essentialistisches Denken oberstes Gebot ist, dem/der LeserIn ein Überangebot stereotyper Pauschalbehauptungen über „die Türken“ und „die Deutschen/Österreicher/Europäer“ aufgetischt wird und zudem noch mit allerhand nationalistischer und kulturalistischer Überlegenheitsfantasien angereichert ist. Der Autor, so seine erklärte Absicht, will dem negativen Türkeibild, das hierzulande leider mit Sicherheit vorherrscht, ein positives entgegenstellen. Negative Klischees mit positiven Klischees und Verallgemeinerungen zu beantworten (und das ist es, was letztendlich in dem Buch betrieben wird), ist aber wohl kaum ein vielversprechender Weg, das zu tun – es bleiben halt doch nur Klischees. Damit begibt sich Türkmen auf den Holzweg. In einem Interview darauf angesprochen, meint er: „Ohne Klischees zu schreiben ist unmöglich. Außerdem sind es neue Klischees.“ Und davon findet man auf den 96 Seiten nicht gerade wenig.

„Wir“ sind ...

Eine Passage des ersten Kapitels, die besonders häufig durch die Medien geht, auszugsweise im Klappentext zu lesen ist und vom Autor selbst gerne zitiert wird, ist exemplarisch für den Inhalt des Buches und macht deutlich, aus welcher Richtung der Wind hier weht:

„Egal, ob ihr, und mit ‚ihr‘ meine ich ganz Mitteleuropa, die Türkei mögt oder nicht, egal, ob ihr uns türkische Migranten integriert oder nicht, egal, ob ihr die Türkei in der EU haben wollt oder nicht, der türkische Einfluss in Europa wird steigen. Miteinander sind wir, und mit ‚wir‘ meine ich in diesem Fall die Türkei hier in Mitteleuropa und alle Menschen, die innerhalb der aktuellen politischen Grenzen der Türkei leben, euch zahlenmäßig überlegen. Wir sind jünger und hungriger, unsere Wirtschaft entwickelt sich besser und wir sind stärker.“ (S. 27)

In dieser Aussage wird gar nicht erst versucht, dessen essentialistischen Charakter zu verschleiern. Wie man sieht schafft es Türkmen leider nicht, essentialistische Argumentationsmuster zu vermeiden oder gar zu delegitimieren, sondern bedient sich dieser ganz offen. Indem er mit seinen „wir“- und „ihr“-Formulierungen in die Falle tappt, Dichotomien und scheinbar homogene gesellschaftliche Blöcke zu konstruieren, betritt er in seiner Argumentation Pfade, von denen es ratsam gewesen wäre, großen Abstand zu halten.

... „mehr“ und „jünger“

Die ersten beiden Kapitel lauten „Wir sind mehr“ und „Wir sind jünger“. Die demografische Komponente, die Türkmen ins Spiel bringt, ist eng verzahnt mit jener des Alters, wobei nicht ganz klar wird, was er mit der von ihm präsentierten wachsenden Anzahl an TürkInnen – man behalte in Erinnerung wen er unter diesem Begriff alles subsumiert – genau sagen will. Einerseits ist es nahe liegend, dass er damit ökonomisches Potential anspricht, andererseits spielt er aber auch mit dem, was Rechte die „demografische Gefahr“ nennen, nur, dass er in dieser demografischen Entwicklung eben keine Gefahr, sondern etwas positives sieht. Dass diese aber zweifelsohne vonstatten geht, daran hat auch er keine Zweifel. Seine Ausführungen wirken stellenweise wie der Versuch einer diffusen Machtdemonstration durch Quantität gegenüber Ländern wie Deutschland – „Türkische und europäische Türken zusammengerechnet, sind wir die größte Bevölkerungsgruppe Europas. (...) Ihr dagegen werdet immer weniger“ (S. 34f) Wenn man eine derartige Entwicklung ausgemacht hat, wäre zum Beispiel eine Diskussion um die möglichen Forderungen, die man daran knüpfen könnte, hilfreich gewesen.

Zum Thema Alter liest man kurz gesagt: jung ist besser als alt. Junge sind offener, spaßiger, innovativer und wirtschaftlich produktiver. Und laut Türkmen sprechen die demografischen Zahlen für sich, dass „die TürkInnen“ und „die Türkei“ eben jung sind/ist und wohl ganz Mitteleuropa alt. Das trübt laut dem Autor auch die Stimmung in der Bevölkerung. Während in Istanbul (und er beschränkt sich häufig bei seinen Beispielen auf Istanbul) alles super und locker – eben „jung“ – ist, „[wird] [b]ei euch dagegen (...) die Stimmung mit dem steigenden Alter eurer Bevölkerung immer spießiger und konservativer werden.“ (S. 45) Wie verträgt sich das mit der Tatsache, dass unter JungwählerInnen die höchst spießige und konservative rechtsaußen Partei FPÖ bereits die am meisten gewählte Partei in Österreich ist? Genau, gar nicht.

... „hungriger“

Der Hunger, den Türkmen im nächsten Kapitel „Wir sind hungriger“ anspricht, ist als wirtschaftliche Verwertbarkeit, Nützlichkeit und Belastbarkeit am neoliberalen Arbeitsmarkt zu verstehen, denn, in Abgrenzung zu „den MitteleuropäerInnen“, „[haben] wir Türken das Unternehmertum im Blut (...)“ (S. 59). Und weiter (einen Investmentbanker zitierend): „Wenn ein Unternehmer einen Inländer um mehr Pünktlichkeit bittet, rennt der vielleicht zur Gewerkschaft oder bekommt gleich ein Burn-out“ (S. 55). Ja, das ist wohl der Alptraum eines jeden Investmentbankers: die Gewerkschaft oder einen durch unzumutbare Arbeitsbedingungen psychisch erkrankten – und somit arbeitsunfähigen – Menschen... Türkmen aber, dem Investmentbanker zustimmend, sekundiert:

„Es stimmt. Wir sind hungriger. Während hier die jungen Generationen vom Sozialstaat verwöhnt werden, lernen die jungen Türken in der Türkei zu kämpfen. (...) Ein Türke, der arbeitet, arbeitet richtig. Er hackelt [österreichische Bezeichnung für „arbeiten“; Anm. S.K.] auch mal 12 oder 15 Stunden durch und wenn er nach Hause kommt, arbeitet er weiter. Wir sind ein Volk, das anpackt.“ (S. 55f)

Der gute Migrant und die gute Migrantin werden also über ihre Bereitschaft, sich den (ausbeuterischen) ökonomischen Verhältnissen zu beugen, definiert. Aber nicht nur das. Auch zu Bildungsfragen liest man etwas: *„Türkische Eltern sind erwiesenermaßen bei der Bildung ihrer Kinder ehrgeiziger als deutsche und österreichische.“* (S. 57; Hervorhebung im Original) Das ist zwar eine nette Abwechslung zu der gängigen Behauptung, dass türkische Eltern in diesen Belangen eben besonders säumig seien, wer das wann und wie erwiesen hat und wie sich das äußert, bleibt aber dennoch völlig im Dunkeln.

Ähnlich geht es im darauf folgenden Kapitel „Unsere Wirtschaft wächst schneller“ weiter. Es ist im Grunde eine komprimierte Zusammenstellung diverser Jubelmeldungen und positiver Zukunftsprognosen zur türkischen Wirtschaft. Da wird sich schon mal darüber gefreut, was der Coca-Cola-Chef auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos über die Türkei zu sagen hat und, dass die Türkei neben den USA und China die treibende Kraft sei, wenn es um den zukünftigen ökonomischen Einfluss in Afrika gehe. Dass wirtschaftliche Intervention der Industrienationen und neoliberale „Marktöffnungen“ den AfrikanerInnen (und nicht nur denen) selbst in der Regel geschadet haben, geht im Freudentaumel darüber, dass man auch mit dabei ist *„den afrikanischen Markt [zu] erobern“* (S. 72; Hervorhebung im Original), unter.

... „stärker“

Obwohl der Autor von all den wirtschaftlichen Erfolgsmeldungen begeistert ist und nicht müde wird zu erwähnen, wie viel Umsatz türkische „Einkaufsparadiese“ machen, die im Vergleich sogar „besser abgeschnitten“ hätten als „die Avenue des Champs-Élysées in Paris und die 5th Avenue in New York – und als die Friedrichsstraße in Berlin sowieso“ (S. 78f.); obwohl transnationale Konzerne von der „Konsumlust der 74 Millionen überdurchschnittlich jungen Türken angezogen“ (S. 78) würden und er es großartig findet, dass „in den schickeren Gegenden (...) Villen für arabische Herrscherfamilien [entstehen]“ (S. 80) und das Mietniveau teilweise jenes des „legendär teure[n] Viertel[s] Knightsbridge in London erreicht“ (S. 80) hätte, findet er es *trotzdem* tragisch, dass „[h]ier in Europa (...) das Wertesystem zunehmend kapitalistisch [wird]“. (S. 87) Unter EuropäerInnen hätten sich „nur noch die Traditionen [gehalten], die der Wirtschaft dienen“ (S. 86). Und diese von ihm ausgemachte Distanz zu dem kapitalistischen Wertesystem des „ihr“ – wobei man einigermassen überrascht ist, dass derartiges nun plötzlich negativ konnotiert wird – ist neben (vage umrissenen) Schlagwörtern wie Familie, Traditionen und Werten einer der Gründe, der laut Türken für die „Stärke“ des „wir“ verantwortlich sei. Zwei Seiten nach der Distanzierung von kapitalistischen Werten ist aber alles wieder beim Alten: „Eines der Symbole für unsere Stärke sind die Dönerstände geworden.“ (S. 89). Warum? Die machen in Deutschland insgesamt *„dreimal so viel Umsatz wie McDonald's“* (S. 89; Hervorhebung im Original).

Aufmerksamkeit schaffen mit wenig Inhalt

„Wir kommen“ ist bewusst als Provokation gedacht und der Ansatz des Buches hat, in dem (gesellschaftlichen, zeitlichen, etc.) Kontext, in dem es erschienen ist, sicher etwas – im positiven Sinne – subversives inne; spricht: einfach mal Dinge zu einem bestimmten Thema recht unbekümmert zu behaupten und auszusprechen, die der Großteil deiner Umgebung im Brustton der Überzeugung bestreitet. Türken selbst sagte in einem Interview, man müsse eben provozieren um gehört zu werden. Wenn er in Interviews mit kritischen Nachfragen zu diversen besonders undifferenziert wirkenden Passagen konfrontiert wird, versucht er zumeist zu relativieren und zurück zu rudern, weshalb man sich die Frage stellt, warum es dann überhaupt so

niedergeschrieben wurde. Doch auch Provokationen müssen sich an ihrem Inhalt und ihrer Botschaft messen lassen. Ein als Provokation verstandener Text mit politischer Message wie dieser will ja auch nur bestimmte Schief- und Problemlagen aufzeigen und problematisieren – es ist lediglich die *Sprache*, die eine andere ist. Und wenn man sich die Argumentationen und den Sprachstil im Buch genau ansieht, wird man unweigerlich stutzig. Aber vielleicht war die schlichte Provokation tatsächlich wichtiger als ein überlegter Inhalt? Einiges deutet darauf hin. Dass das gesamte Konzept des Buches wohl schon von Anfang an auf eine mediale und öffentlichkeitswirksame Debatte angelegt war, darauf lässt der Klappentext schließen, der mit den Worten „[e]in junger Türke regt auf“ beginnt. Das ist zumindest in Österreich gut gelungen, und die Debatte, die das Buch angefacht hat, hatte – trotz des eher substanzlosen Inhalts – sicher auch ihre positiven Seiten.

Ein Rezensent der links-liberalen österreichischen Tageszeitung *Der Standard* brachte das Gefühl, das man nach der Lektüre des Buches hat, recht gut auf den Punkt: „Der Text, eine Mischung aus Türkei-Werbeprospekt, Schüler-Erlebnisbericht und bemühter Provokation, liest sich flott. Debatten wird er nicht anheizen.“ In österreichischen Mainstream-Medien gab es wie gesagt dennoch eine Debatte, die aber häufig eher den Charakter hatte den Autor zur Schau zu stellen, ohne dabei wirklich fundiert auf den Inhalt des Buches einzugehen. Wie und ob das Buch in den türkischen Communities diskutiert wird, bleibt abzuwarten (wobei das ansatzweise auch bereits passiert ist). Vermutlich aber bewahrheitet sich die Prognose aus dem *Standard*.

Inan Türkmen 2012:

Wir kommen.

Edition a, Wien.

ISBN: 978-3990010310.

96 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: „Wir“ und „ihr“. Erschienen in: *Körperregeln*. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1022>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) und die Inlandsgeheimdienste



Markus Bernhardt

Das braune Netz

Naziterror - Hintergründe, Verharmloser, Förderer

Im November 2011 wurde die Existenz der neonazistischen Terrorgruppe aufgedeckt, die mehr als 13 Jahre unbehelligt Morde und Bombenanschläge begehen konnte. Markus Bernhardt beleuchtet die Hintergründe des Zusammenwirkens der Geheimdienste und der NSU.

Rezensiert von [Michael Lausberg](#)

Im November 2011 kam es zur Aufdeckung der Morde und Anschläge des neonazistischen „Nationalsozialistischen Untergrundes“ (NSU). Die mindestens aus den Neonazis Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe bestehende Terrorgruppe ermordete zwischen 2000 und 2006 neun Migranten und 2007 eine Polizistin. Außerdem soll neben mehreren Banküberfällen der NSU für einen Nagelbombenanschlag in der mehrheitlich von Migranten bewohnten Keupstraße in Köln verantwortlich sein, wobei 22 Menschen zum Teil schwer verletzt wurden.

Lückenhafte Aufarbeitung

Der Journalist Markus Bernhardt stellt in seinem Buch „Das braune Netz. Naziterror - Hintergründe, Verharmloser, Förderer“ die These auf, dass mehrere Geheimdienste der BRD die Aufenthaltsorte der 1998 untergetauchten Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe kannten und deshalb die Morde und Anschläge hätten verhindern können: „Ohne die Kumpanei der bundesdeutschen Geheimdienste hätte die neofaschistische Terrorgruppe (...) nicht über dreizehn Jahre hinweg Morde, Bombenanschläge und Bankraube verüben können.“ (S. 7) Das Abtauchen des Trios in den Untergrund könne laut Bernhardt nicht ohne das Wissen führender Mitglieder des neofaschistischen *Thüringer Heimatschutzes* (THS), dem die drei angehörten, sowie ohne Kenntnis des thüringischen Verfassungsschutzes erfolgt sein. Für die lückenhafte und schwerfällige Aufarbeitung des „größten Geheimdienstskandals der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte“ (ebd.) macht Bernhardt die herrschende politische Elite verantwortlich: „Sind es doch maßgeblich Politiker der Regierungskoalition, die sich mit aller Macht gegen eine umfassende öffentliche Aufarbeitung des Geheimdienstskandals stemmen.“ (S. 9)

Bernhardt spricht sich mit Recht gegen die Fortsetzung der Praxis der sogenannten V-Leute aus: „Vor allem aber wäre die militante Neonaziszene nicht so stark, wenn die Löhne, die die Geheimdienste den von ihnen installierten V-Leuten zahlen, nicht als eine Art staatlicher Transferleistungen in den Aufbau der rechten Szenerie flössen.“ (S. 42)

Er stellt weiterhin die Frage, ob der NSU Teil eines international operierenden neonazistischen Terrornetzwerks war:

„Es dürfte (...) mitnichten ausgeschlossen sein, dass das NSU-Netzwerk über gute internationale Kontakte verfügte und dass Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe während ihrer Zeit im Untergrund nicht nur von deutschen, sondern auch von Faschisten in und aus anderen Ländern unterstützt worden sind.“ (S. 26)

Neben einer „Mitverantwortung der Inlandsgeheimdienste für die Morde“ (S. 112) macht Bernhardt zu Recht den in weiten Teilen der Gesellschaft verankerten Rassismus im weitesten Sinn für die Terrorakte verantwortlich. Die repräsentative Studie „Die Mitte in der Krise – Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland“ aus dem Jahre 2010 ergab, dass über ein Viertel der Befragten über ein gefestigtes extrem rechtes Weltbild verfügte. Für diese Studie wurden im Frühjahr 2010 mehr als 2.400 Menschen befragt. Daraus ergab sich, dass in der Bundesrepublik antidemokratische und rassistische Einstellungen auf einem sehr hohen Niveau existierten. Der NSU konnte sich bei diesen Einstellungsmustern als „Vollstrecker“ eines vermeintlichen „Volkswillens“ sehen.

Bernhardt spricht weiterhin vom Fehlen einer „nötigen Distanz mancher Ermittler (der Geheimdienste, Anm. M.L.) zur rechten Szene“ (S. 112). Hierbei nennt er namentlich den früheren Präsidenten des thüringischen Verfassungsschutzes, Helmut Roewer, der in dem extrem rechten Ares-Verlag aus Graz publizierte. Die Behauptung Bernhardts, dass Roewer öffentlich ausgeführt hatte, dass der Nationalsozialismus „gute als auch schlechte Seiten“ gehabt habe (S. 46), wird leider nicht mit einer Quelle belegt.

Dann arbeitet Bernhardt die Reaktionen der extrem rechten Parteien in der BRD auf die Aufdeckung des Terrornetzwerks der NSU heraus. In neonazistischen Foren finden sich Andeutungen zu einer Rechtfertigung der Morde und Anschläge. Dagegen verurteilten der antimuslimische Internetblog *Politically Incorrect* (PI) und die extrem rechte Pro-Bewegung die Verbrechen des NSU, da beide Gruppen Angst vor staatlichen Repressalien befürchteten (S. 37). Die NPD versuchte auch im Hinblick auf ein bestehendes Verbotsverfahren den Eindruck zu erwecken, dass es keine Verbindung zwischen der Partei beziehungsweise einzelnen Mitgliedern und dem NSU gab. Ihr Bundesvorsitzender Holger Apfel thematisierte dagegen die „Verstrickung der Inlandsgeheimdienste in den NSU-Terror“ und stellte sich als unschuldig Opfer in der Öffentlichkeit dar (S. 38).

Kritik an der Extremismustheorie

Anschließend kritisiert Bernhardt die Extremismustheorie, die in den Veröffentlichungen des Verfassungsschutzes sowohl des Bundes als auch der Länder verwendet wird. Die beiden Politikwissenschaftler Uwe Backes und Eckhard Jesse sind seit Jahren bemüht, die Extremismustheorie über Staatsschutzorgane oder Regierungsapparate hinaus im akademischen Bereich zu etablieren. Der Extremismusbegriff gilt als „Sammelbezeichnung für unterschiedliche politische Gesinnungen und Bestrebungen (...), die sich in der Ablehnung des demokratischen Verfassungsstaates und seiner fundamentalen Werte einig wissen.“ (Backes / Jesse 1993, S. 40) Bernhardt befürchtet, dass die Debatten über die erneute Einleitung eines Verbotsverfahrens gegen die NPD dazu genutzt werden, um auch über die verstärkte Überwachung oder gar ein Verbot der Linkspartei nachzudenken.

Für die Bekämpfung der extremen Rechten hält Bernhardt die Extremismustheorie für gänzlich ungeeignet:

„Die Extremismustheorie läuft daher prinzipiell auf die Unterstützung eines autoritären Staates hinaus, der Abweichungen von der jeweils neu definierten ‚Mitte‘ sanktioniert. Die Virulenz einer sozialen Bewegung der ‚extremen Rechten‘ sowie rassistische, nationalistische und antisemitische Stereotype in einem erheblichen Teil der bundesdeutschen Bevölkerung werden von Extremismusforschern zumindest ignoriert und bagatellisiert.“ (S. 72)

Dabei bezieht er sich besonders auf Kritiker_innen der Extremismustheorie aus Wissenschaft und Politik, die auf eine „Extremismus der Mitte“, das heißt eine Interaktion zwischen extremen Rechten und der „Mitte“ der Gesellschaft und des politischen Establishments, verweisen.

Die Extremismustheorie stellt für ihn ein ideologisch motiviertes staatliches Instrument gegen antifaschistische Politik und Aktionen dar, das den Widerstand gegen rechte Denkmuster und Gewalt behindert. Dabei verweist er auf die Kriminalisierung der Proteste gegen neonazistische Aufmärsche in Dresden und Dortmund in den vergangenen Jahren.

Um rechte Gewalt und das Vordringen rassistischer Denkmuster in der Gesellschaft zu bekämpfen, fordert Bernhardt,

„verstärkt gegen den gesellschaftlich verankerten Rassismus vorzugehen, endlich die vollkommene Gleichstellung und Teilhabe von Migranten sicherzustellen und einen offensiven Antifaschismus nicht wie bisher als Bedrohung der Demokratie, sondern vielmehr als zwingende Notwendigkeit zu akzeptieren.“ (S. 113)

Weiterhin plädiert er dafür, die Praxis der V-Leute einzustellen, deren Bezahlung für den Aufbau rechter Strukturen mitverantwortlich ist, sowie die sofortige Auflösung der bundesdeutschen Inlandsgeheimdienste.

Insgesamt gesehen bietet das Buch einen guten Einstieg über den Mordserie des NSU und die Verstrickung der bundesdeutschen Geheimdienste. Leider fehlen die Hinweise auf die benutzten Quellen fast durchgängig. Neue sensationelle Enthüllungen werden nicht geliefert, was auch nicht der Anspruch des Autors ist. Bernhardt stellt die Hintergründe des Zusammenwirkens der Geheimdienste mit neonazistischen Terroristen dar und fordert darüber hinaus die Abschaffung aller Inlandsgeheimdienste mitsamt deren extremismustheoretischer Ideologie.

Dass diese provokanten Thesen vor allem bei Vertretern des Verfassungsschutzes oder der Geheimdienste auf vehemente Ablehnung stößt, wundert niemanden. In diesem Zusammenhang ist zum Beispiel auch die Rezension des Buches von Armin Pfahl-Traughber zu sehen. Pfahl-Traughber war von 1994 bis 2004 Mitarbeiter beim Bundesamt für Verfassungsschutz und publiziert seit Jahren in dem von Backes und Jesse herausgegebenen „Jahrbuch für Extremismus und Demokratie“. Außerdem gibt er seit 2008 das „Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung“ heraus und ist Professor an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Brühl. Auf dem Internetblog *Endstation Rechts* wirft er Bernhardt „verschwörungstheoretische Deutungen“ und das Arbeiten mit „Andeutungen und Unterstellungen in seinem Sinne“ vor. Pfahl-Traughber geht es dabei nicht um eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Thesen des Autors, sondern um eine bloße Abwehr von Angriffen von kritischen Einzelpersonen oder Gruppen auf die bundesdeutschen Geheimdienste.

Zusätzlich verwendete Literatur

Der Tagesspiegel 13.10.2010: Ausländerfeindlichkeit und Führerfantasien. Abrufbar [hier](#) (Originalquelle: Decker, Oliver et al. (2010): Die Mitte in der Krise. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland. Studie im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin. [hier](#) als PDF.)

Backes, Uwe / Jesse, Eckhard (1993): Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland. 3. Auflage, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.

Pfahl-Traughber, Armin 24.04.2012: Buch zum NSU: „Kumpanei“ zwischen Rechtsterroristen und dem Staat? Online-Artikel auf www.endstation-rechts.de, siehe [hier](#).

Markus Bernhardt 2012:

Das braune Netz. Naziterror - Hintergründe, Verharmloser, Förderer.

Papyrossa Verlag, Köln.

ISBN: 978-3-89438-482-1.

117 Seiten. 9,90 Euro.

Zitathinweis: Michael Lausberg: Der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) und die Inlandsgeheimdienste. Erschienen in: Körperregeln. 18/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1027>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Der Kampf ist noch nicht vorbei



Mumia Abu-Jamal

We Want Freedom

Ein Leben in der Black Panther Party

In dem bereits 2004 in den USA erschienenen und nun in deutscher Übersetzung zugänglichen Buch verarbeitet Mumia Abu-Jamal seine Erfahrungen in der Black Panther Party for Self Defense, der späteren Black Panther Party (BPP).

Rezensiert von [Thomas Trueten](#)

Was das bereits vor acht Jahren in den USA erschienene Buch auch für heutige Bewegungen wirklich lesenswert macht, ist die detaillierte Beschreibung der Entwicklung des Widerstands der People of Color gegen die bis heute existente rassistische Repression und Ausbeutung vor dem Hintergrund der Beteiligung der USA am Vietnamkrieg.

Die Abschaffung der Sklaverei nach 1865 führte nicht zu einer wirklichen Befreiung der afroamerikanischen Bevölkerung, sondern zu deren Ghettoisierung und Apartheid. Rassistisch geprägte staatliche Willkür gerade in der Wiege der Nation – in Philadelphia erklärten die USA 1787 zwar ihre Unabhängigkeit, nicht aber die Sklaverei für illegal – führten angesichts der Rechtlosigkeit der afroamerikanischen Bevölkerung im Oktober 1966 zur Gründung der BPP – zunächst als Organisation zur Selbstverteidigung.

Diese fand im Spannungsfeld ideologischer und politischer Auseinandersetzungen zwischen den militant agierenden Kräften um Malcolm X in der *Organization of Afro-American Unity* (OAAU), den seit den 1930er Jahren auf eine separatistische „Homeland“-Lösung hinarbeitenden, in der *Nation of Islam* Organisierten und den ausschließlich auf gewaltfreie Aktionen bedachten Kräften wie der *Southern Christian Leadership Conference* (SCLC) unter dem Vorsitz Martin Luther Kings, statt.

Die BPP organisierte unter der Führung ihrer Gründer Huey P. Newton und Bobby Seale ganz praktische Arbeit, die zu einer rasanten Stärkung führte: Neben der anfänglichen, bewaffnet durchgeführten Dokumentation rassistischer Polizeübergriffe, der juristischen Unterstützung inhaftierter Mitglieder und des politischen Umfeldes, organisierte die BPP neben der Versorgung von Kindern armer Familien mit Essen auch eine Gesundheitsversorgung.

Obwohl die BPP-Führung – wie viele andere in der Organisation – sich ideologisch auf Ideen und Aspekte der Werke von Marx, Lenin und Mao stützten, war die politische Ausrichtung der BPP keine ausgesprochen marxistisch-leninistische. Das hinderte das FBI, das damals unter der jahrzehntelangen Regie von J. Edgar Hoover stand, „nicht daran, vor allem das legendäre 10-Punkte-Programm der *Panthers* zum Anlass für deren Beobachtung zu nehmen.

In diesem Programm entwickelte die BPP Forderungen, die von der politischen, kulturellen und materiellen Selbstbestimmung über Forderung nach Arbeit, Wohnungen, einem Erziehungssystem, dass „den wahren Charakter dieser dekadenten amerikanischen Gesellschaft entlarvt“ (S. 135), bis hin zur Forderung, dass „alle schwarze Menschen sich zur Selbstverteidigung bewaffnen sollten“ (ebd.) reichten. Konzentriert wurde dies in der Forderung nach

„Land, Brot, Wohnungen, Bildung, Kleidung, Gerechtigkeit und Frieden. Und als politisches Hauptziel wollen wir eine von den Vereinten Nationen überwachte Volksabstimmung in allen Teilen der Kolonie, an der nur schwarze Untertanen der Kolonie teilnehmen dürfen, mit dem Ziel, den Willen der schwarzen Menschen im Hinblick auf ihr nationales Schicksal festzustellen.“

(S. 136)

Die BPP konnte mit ihrer Arbeit auch international Radikale und Revolutionäre inspirieren. Nach ihrem Vorbild gründeten sich zum Beispiel in England, auf den Bermudas und in Indien Organisationen nach ähnlichem Schema bis hin zur 1971 von Jüdinnen und Juden marokkanischer Herkunft gegründeten *Black Panther Party Israels*.

Auf der Grundlage des durch das FBI entwickelten *Counter Intelligence Program* (COINTELPRO), das auf die Störung von politischen Organisationen innerhalb der USA abzielte, wurden Spitzel, Attentäter und Provokateure gezielt in die BPP eingeschleust. Mittels gefälschten Briefen (*Brownmail*) wurden systematisch politische Widersprüche zwischen einzelnen Fraktionen der BPP ausgenutzt, um diese von innen heraus zu zerstören.

Zu diesen Widersprüchen gehörten die innerparteiliche Auseinandersetzung um die Rolle der Frau, Sexismus, der Konsum von Drogen ebenso wie die Frage des schwarzen Nationalismus und der Kampf um eine einheitliche politische Linie.

Zwischen 1967 und 1970 wurden rund 40 Mitglieder ermordet und über 85 schwer verletzt. Gleichzeitig wurde der Drogenhandel und -konsum in den Ghettos mit dem Ziel der Desorientierung und -organisation vor allem jugendlicher Afroamerikaner_innen gefördert.

Die im Kapitel Neun behandelte Spaltung der BPP 1971 durch die *Brownmail* und die brutale Polizeirepression funktionierte laut Mumia Abu-Jamal „erstaunlich gut“. (S. 255) Im Ergebnis formierten sich diverse Parteien, die den Anspruch, den Geist der BPP weiterleben zu lassen, in ihrer Arbeit mehr oder weniger gelungen fortführen. Die BPP als Symbol des Widerstandes lebt in den USA auch kulturell in Form vielerlei Zitate im Hip Hop, Filmen, Büchern et cetera weiter.

Was bleibt im „Zeitalter der Vorherrschaft des Marktes und der Kommerzialisierung der Kultur?“ Abu-Jamal hebt „die Bedeutung des Dienstes für die Öffentlichkeit als wichtigstes Ziel einer Organisation“, der vor allem „uneigennützig, unbezahlt und als kollektive Pflicht“ organisiert wurde, hervor. Damit gelang es der Partei „Schwarze zu gewinnen und zu erlösen, die in unsoziale, kriminelle Aktivitäten verwickelt wurden.“ (S. 291)

Die zutiefst anti-imperialistische und antikoloniale Arbeit der BPP nennt Abu-Jamal ein „Abbild der Ambivalenz in den Herzen der Schwarzen, die aus der afroamerikanischen Erfahrung besteht.“ (S. 303)

Mumia Abu-Jamal, der von seinem vierzehnten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr in der BPP aktiv war, schließt in seinem Nachwort zu dem in der Todeszelle geschriebenen Buch:

Dieses

„tiefe Gefühl, diese ganz spezielle Empfindung in den Herzen von Millionen Schwarzen [ist] nach wie vor lebendig. Die Black Panther Party mag zwar Geschichte sein, aber die Kräfte, durch die sie entstanden ist, sind es nicht. Sie warten auf den richtigen Augenblick, um wieder aufzustehen.“ (S. 304)

Das Buch sei nicht nur denen ans Herz gelegt, die einen Blick aus erster Hand in eine der bedeutendsten Massenbewegungen zur Befreiung von People of Color werfen wollen. Dieser fällt insbesondere *weißen* Westeuropäer_innen nicht immer leicht. Aus dem Scheitern der BPP können und müssen auch Lehren gezogen werden, wie revolutionäre Bewegungen nicht an staatlicher

Repression und vor allem an inneren Widersprüchen scheitern.

Mumia Abu-Jamal 2012:

We Want Freedom. Ein Leben in der Black Panther Party.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-044-3.

328 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Thomas Trueten: Der Kampf ist noch nicht vorbei. Erschienen in: Körperregeln. 18/2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1025>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 20:48.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.